8

1961



PREIS: 1,– DM

ARMEE Rundschau



DSHANG JANG-SSI: Die Volksbefreiungsarmee kommt

1. AUGUST – JAHRESTAG DER CHINESISCHEN VOLKSBEFREIUNGSARMEE



GU YUAN: Der Brief in die Heimat . Chinesische Freiwillige an der Korea-Front

Sind unsere Kraftfahrer gefechtsbereit?



AR fragt für Sie

HAUPTMANN GEORG DAWID

Stellvertreter für technische Ausrüstung im Truppenteil Heyde

Wenn Sie unseren Truppenteil meinen, kann ich das ohne Einschränkung sagen. Ein Beweis: Bei den letzten Gefechtsübungen arbeiteten alle Fahrer sehr gewissenhaft. Es gab keinen einzigen Verkehrsunfall, der von unseren Genossen verursacht worden wäre. Auch sonst haben wir einen hohen Stand der Einsatzbereitschaft unserer Kraftfahrer und ihrer Technik. Der Einsatzkoeffizient lag in den letzten Monaten durchschnittlich bei 0,95.

Das sind sehr erfreuliche Ergebnisse. Können Sie uns einiges dazu sagen, wie das erreicht wurde?

Wenn man will, genügt ein Wort: Vorbeugen. Sehen Sie, wir sind eine moderne, vollmotorisierte Armee. Das wissen alle unsere Genossen. Deshalb schenken sie der Technik große Aufmerksamkeit. Das beginnt bei unserem Kommandeur, der ständig dafür sorgt, daß die Technik in einsatzbereitem Zustand gehalten wird. Dadurch werden die unteren Kommandeure, bis hinab zum Gruppenführer, die Parteisekretäre und Politstellvertreter gezwungen, ebenso zu handeln. Nicht zuletzt ist das auch ein Verdienst unserer Instandsetzungskompanie, deren Kommandeur Leutnant Brauneck ist. Das A und O ist bei uns die regelmäßige technische Wartung aller Fahrzeuge nach einem genauen Plan, unabhängig davon, ob eine Reparatur notwendig ist oder nicht. Eine große Hilfe ist uns dabei das Prämiensystem, durch das die Fahrer auch materiell interessiert sind, ihr Fahrzeug ständig in Schuß zu halten. Noch voriges Jahr kamen die Genossen öfter und wollten die Kardanwelle oder andere Teile auswechseln. Die Ursachen waren meist Fehler bei der Wartung und Pflege, ungenügende Sachkenntnis oder auch Bequemlichkeit einzelner Fahrer. Infolge der regelmäßigen Wartung tritt das heute kaum noch auf. Hat ein Fahrzeug einen Schaden, versucht ihn der Fahrer zuerst selbst zu beheben. Dadurch haben wir auch erreicht, daß wir mit unserer Ersatzteilnorm auskommen.

Werden aber bei den vielen Durchsichten die Genossen der Werkstatt mit ihrer Arbeit fertig?

Aber sicher. Gute Arbeitsorganisation ist alles. Wir machen es zum Beispiel so, daß jeder Fahrer sein Fahrzeug selbst durchsieht, natürlich unter Aufsicht der Spezialisten aus der Werkstatt. Damit schlagen wir mehrere Fliegen mit einer Klappe. Der Fahrer lernt dabei und fühlt sich für sein Fahrzeug mehr verantwortlich, die Reparaturzeiten sinken beträchtlich, das Werkstattpersonal macht nur die Arbeiten, die der Fahrer nicht verrichten kann. Unser I-Zugführer, Feldwebel Zitzelberger, behält sich die Endabnahme jedes Fahrzeuges selbst vor. Er achtet vor allem auf Ordnung am Arbeitsplatz und gründliche Vorbereitung des nächsten Tages. Wenn die Arbeitsproduktivität der Werkstatt seit vorigem Jahr ständig wuchs, so hat er daran einen großen Anteil. Nach dem Motto „Meine Hand für mein Produkt" übernahmen die Schlosser die Garantie für ihre Arbeit und verpflichteten sich, die Reparaturzeiten um 40 Prozent zu senken. Treten trotzdem Fehler auf, wollen sie diese sofort in ihrer Freizeit beheben. Diese Verpflichtung halten die Genossen gewissenhaft ein. Für ihre ausgezeichnete Arbeit erhielten sie erst kürzlich vom Kommandeur 500 DM Geldprämie.

Sie sagten vorhin von den Kraftfahrern, daß sie ihre Fahrzeuge selbst durchsehen und dabei lernen. Wie ist denn für ihre weitere Qualifizierung gesorgt?

Mit dem Stand der Gefechtsbereitschaft unserer Kraftfahrer geben wir uns natürlich längst nicht zufrieden. Es genügt nicht, wenn wir bloß — entschuldigen Sie bitte den Ausdruck — Wagenlenker haben, die sich nicht zu helfen wissen, wenn sie im Gefecht sind oder wenn sie mit ihrem Fahrzeug einmal liegenbleiben. Besitzen die Genossen aber die nötigen technischen Kenntnisse und Fertigkeiten, dann können sie Schäden selbst erkennen und beheben. Darauf ist unsere Arbeit mit den Kraftfahrern schon seit Monaten gerichtet. Die berufliche Qualifizierung erfolgt vor allem in Freizeitzirkeln, zusätzlich zur obligatorischen Ausbildung. Wir richteten ein Lehrkabinett ein, in dem der Kraftfahrer alles findet, was er für seine berufliche Weiterbildung braucht; von Werkbänken über Metallproben bis zum Werkzeugkasten. Dazu steht den Zirkeln noch die Werkstatt für praktische Arbeiten zur Verfügung. Als Lehrkräfte wirken alle technischen Offiziere der Truppenteile mit, damit wir möglichst ohne fremde Hilfe auskommen. Für manche mag das als zusätzliche Belastung erscheinen. Ich sehe darin eher eine Entlastung, da mit dem steigenden Ausbildungsstand der Kraftfahrer die Sorgen mit Unfällen, Ausfällen von Fahrzeugen, mangelhafter Pflege und dergleichen geringer werden. Es entsteht gewissermaßen eine neue Qualität der Ausbildung, eine höhere Qualität der Gefechtsbereitschaft. Und dafür lohnen sich die Anstrengungen.

Gestatten Sie uns zum Abschluß noch die Frage, wie es in Ihrem Truppenteil mit Verkehrsunfällen aussieht?

In diesem Jahr verursachte keiner unserer Genossen einen Unfall. Trotzdem dürfen wir nicht sorglos werden. Voriges Jahr haben wir auf Initiative des Verkehrserziehungskollektivs viel zur Verkehrserziehung getan, wie Kraftfahrerkonferenzen, Filmvorträge, Wissenstoto, Geschicklichkeitsfahren für Besitzer von Privatfahrzeugen. Dieses Jahr zeigt sich, wie richtig das war. Zur sicheren Beherrschung seines Fahrzeuges erziehen wir den Fahrer schon bei der Ausbildung. Wir legen besonderen Wert auf die genügende Fahrpraxis; denn nur dadurch erhält der Fahrer die nötige Sicherheit und das Vertrauen zum Fahrzeug. Wir haben nichts gegen Aufklärung und Belehrungen über Unfälle. Das muß sein. Aber wir bezweifeln, daß das allein dem Fahrer Vertrauen und Sicherheit gibt. Die gründliche Fahrausbildung unter allen Bedingungen ist nach unserer Ansicht die wirkungsvollste Verkehrserziehung.

Die Letzten beißen nicht immer die Hunde

In einer Panzerwerkstatt notiert

VON HAUPTMANN USCZECK

Daran konnte keiner rütteln — Brigade Lange stand im sozialistischen Wettbewerb vorn. Unter dem ersten oder dem zweiten Platz machten sie es nicht. 25 Tage ist die Norm für die mittlere Reparatur eines Panzers. Sie schafften es zwei, fünf, dreizehn Tage früher. Ihr Name tauchte immer wieder an der großen Wandzeitung in der Werkhalle auf. Und das nur nebenbei bemerkt — das Geld stimmte auch. Aber da war gleich nebenan die Brigade Spann. Ihren Namen fand man nie unter den Besten, viel öfter war sie dafür das Ziel kritischer Bemerkungen. Im Januar Zwölfter, im Februar Neunter, im März Zehnter im Wettbewerb — das war ihre Visitenkarte. Eine solche Position bei den Letzten, die, wie das Sprichwort behauptet, immer die Hunde beißen, hat mancherlei Auswirkungen.

Die eine ist, daß man manchmal von erfolgreichen Brigaden über die Schulter angesehen wird. Die zweite — auch die Kohlen stimmen nicht mehr. Wenn man nach Prämienzeitlohn arbeitet und nicht die für die Reparatur vorgesehene Zeit einhält, dann wird auch weniger verdient. Und schließlich — ein Läufer, der immer nur den Rücken der anderen sieht, verliert den Mut und den Glauben an seine eigene Kraft. Die Frage war: Hat die Brigade Spann diese Kraft nicht oder will sie einfach nicht besser arbeiten? Natürlich, 25 Tage für die mittlere Reparatur eines gepanzerten Fahrzeuges sind gering bemessen. Die Brigade Spann überschritt sie immer. Aber die Zeit ist zu schaffen. Das beweist die Brigade Lange. Und doch sind die Menschen in der Brigade Spann nicht schlechter.

Da ist der Unterfeldwebel Spann, 21 Jahre alt, Mitglied der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. Er, der leidenschaftliche Motorsportler in der GST und gelernte Bauschlosser, hat sich zu zehn Jahren Dienst in den Reihen der Nationalen Volksarmee verpflichtet. Und er weiß auch warum. Damals, als der Hitlerkrieg seinem grausigen Ende entgegenging, da Millionen verhetzter und verängstigter Menschen vor den „bolschewistischen Untermenschen" flohen, verlor auch der Genosse Spann in einem Treck aus Ostpreußen vier Geschwister und als Nachwirkung des Krieges seinen Vater. Damit sich das nicht wiederholt, dient er in unserer Arbeiter-und-Bauern-Armee.

Da ist der Kollege Wetzel, 23 Jahre alt, Zivilangestellter. Er stammt aus den polnischen Westgebieten, konnte nur fünf Klassen der Grundschule beenden, arbeitete auf dem Bau und seit 1957 in der Panzerwerkstatt. Er ist etwas schwerfällig im Denken, aber dafür ein ausgezeichneter Arbeiter. Da ist der Kollege Stabenow, 19 Jahre alt, Zivilangestellter. Er war Traktorist und diente dann bei der Bereitschaftspolizei, bis er aus gesundheitlichen Gründen entlassen werden mußte. Er kam Anfang dieses Jahres in die Panzerwerkstatt, weil dort sein Vater schon in der Tischlerei arbeitete.



Der hier lustig aus dem Panzer lugt, ist Kollege Stabenow, früh Bereitschaftspolizist, jetzt ist er Arbeiter in der Panzerwerkstatt.

Schließlich kam im April noch der Kollege Schultz hinzu, ein lebenserfahrener Arbeiter, bereits über die Fünfzig hinaus. Er war vor 1933 im Kommunistischen Jugendverband tätig, heute arbeitet er in der Gewerkschaft mit. Er ist ein Arbeiter, der weiß, wohin er gehört. Als republikflüchtige Freunde seinen Sohn auch nach dem Westen locken wollten, wies er ihm den richtigen Weg, der ihn schließlich in die Reihen der Nationalen Volksarmee führte.

Und doch war, wie man so sagt, etwas faul „im Staate Dänemark". Zu der Zeit, von der die Rede ist, das war so im Februar/März, gab es zwar eine Brigade Spann, aber sie war innerlich zerfallen.

Mißmutig blickten sie auf die Erfolge der anderen, insbesondere auf die der Brigade Lange. Und es war nicht nur Mißmut, es war sogar Mißgunst. Bei der Arbeit wurde herumgenörgelt. Dabei tat sich besonders der Kollege Wetzel hervor, der sich überhaupt durch steten Widerspruchsgeist, durch zur Schau getragenen Pessimismus und Skepsis auszeichnet. „Brigade Lange", so war seine Meinung, „das ist ja doch nur ein hochgepäppeltes Paradepferd, die kriegen's hinten und vorne reingesteckt. Die kriegen laufend die besten Reparaturen, und wir? Wir gucken in den Mond!" Das wurde nicht von allen offen ausgesprochen. Aber auch die anderen Brigademitglieder — Genosse Schultz gehörte noch nicht dazu — waren dieser Meinung. Die Unzufriedenheit schwelte unter der Oberfläche. Sie fand ihren Ausdruck in gereizten Anfeindungen der Brigaden untereinander. Als zum Beispiel Wetzel einmal die Ölbehälter ausbaute und der Kollege Mättig von der Brigade Lange vorbeikam, bat er ihn, ihm zu helfen. Der lehnte es ab, weil er keine Zeit habe. Was wunder, wenn Wetzel ihm später keine Ersatzteile ausleihen wollte und der Brigadier den Streit schlichten mußte. Auch zwischen Wetzel und Stabenow bestanden starke Spannungen. Wetzel ist ein großer, kräftiger Bursche, wenngleich er sich immer etwas gebückt und schlaksig durch die Gegend bewegt. Stabenow dagegen ist klein und schmächtig, mit seinen Kräften ist es nicht weit her. Ein Panzerschlosser braucht aber zu einer Reihe von Arbeiten erhebliche Kraft. Alles wäre ja noch gegangen, wenn nicht der Kollege Stabenow der Arbeit nach Möglichkeit aus dem Wege gegangen oder doch aufreizend langsam gearbeitet hätte. Das war für Wetzel, der zwar auch gegen viele Anordnungen in der Arbeit „nöhlt", sie aber dann doch mit aller Kraft verrichtet, das rote Tuch.

Und der Brigadier? Genosse Spann hatte den besten Willen, mit seiner Brigade den Plan zu erfüllen. Aber er ist jung, die Erfahrungen in der Organisation der Arbeit fehlen ihm.

Das wollte er dadurch ausgleichen, daß er den ganzen Tag über verbissen mitarbeitete. Der Erfolg? Die Arbeit wurde nicht richtig organisiert und kontrolliert, die Ersatzteilbeschaffung klappte nicht. Und noch etwas anderes wirkte sich nachteilig aus — die strenge Spezialisierung in der Brigade. Jeder konnte eigentlich nur einen Teil der Arbeiten richtig ausführen. Wenn einer fehlte, standen die anderen manchmal da, wie die Ochsen vor dem neuen Tor. Hauptmann Schinkel, der TA der Werkstatt, bemerkte diesen Zustand. Er erklärte dem Genossen Spann, daß es so nicht weitergehen könne. Aber der Brigadier glaubte ihm nicht. Sollte die Arbeitsproduktivität denn nicht höher sein, wenn jeder sich spezialisierte? Es bedurfte langer Auseinandersetzungen, bis er begriff, daß die Spezialisierung jedes einzelnen mit dem Prinzip der gegenseitigen Ersetzbarkeit verbunden sein muß.

Die Leitung und die Parteiorganisation verfolgten mit Besorgnis die Lage in der Brigade Spann. Als der Kollege Wetzel dem Politstellvertreter, Hauptmann Bernhard, im Gespräch sagte: „Ob wir hier früher fertig sind mit unserer Arbeit oder später, das ist doch ganz egal“, gab das Anlaß zum Nachdenken. Die Parteimitglieder, vor allem Genosse Bernhard und Genosse Meyer, bemühten sich, dem Genossen Spann seine Fehler klarzumachen. Auch auf einer Brigadebesprechung ging es heiß her. Wetzel meinte: „Was die schaffen, das schaffen wir nie. Die haben ja schon Prämienzeitlohn. Und Lange leitet ja auch ganz anders an.“ Kurzum, er ließ seine ganze Galle überlaufen. Stabenow aber sagte: „Wär ja gelacht, wenn wir das nicht schaffen. Das sind doch auch bloß Menschen.“ Man steckte sich das Ziel, bei der nächsten Reparatur ranzuklotzen. Der Brigadier, der oft abends lange darüber nachgedacht hatte, woran seine Brigade kranken möge, begann zu begreifen. Er beobachtete, wie der Genosse Lange seine Brigade leitet und begann nach diesem Vorbild seinen Arbeitsstil zu verändern.

Im Zug fanden heftige Auseinandersetzungen über das Verhalten des Kollegen Stabenow statt. Man bewies ihm, daß seine körperliche Schwäche kein Freibrief für undisziplinierte Arbeit sei. Man werde ihm leichtere Arbeit zuteilen, während an die schweren Brocken zwei Mann herangehen müßten. So trat auch hier eine Besserung ein und in der Folge konnte Stabenow sogar mehr Lohn erhalten.

Ein Umschwung bahnte sich an

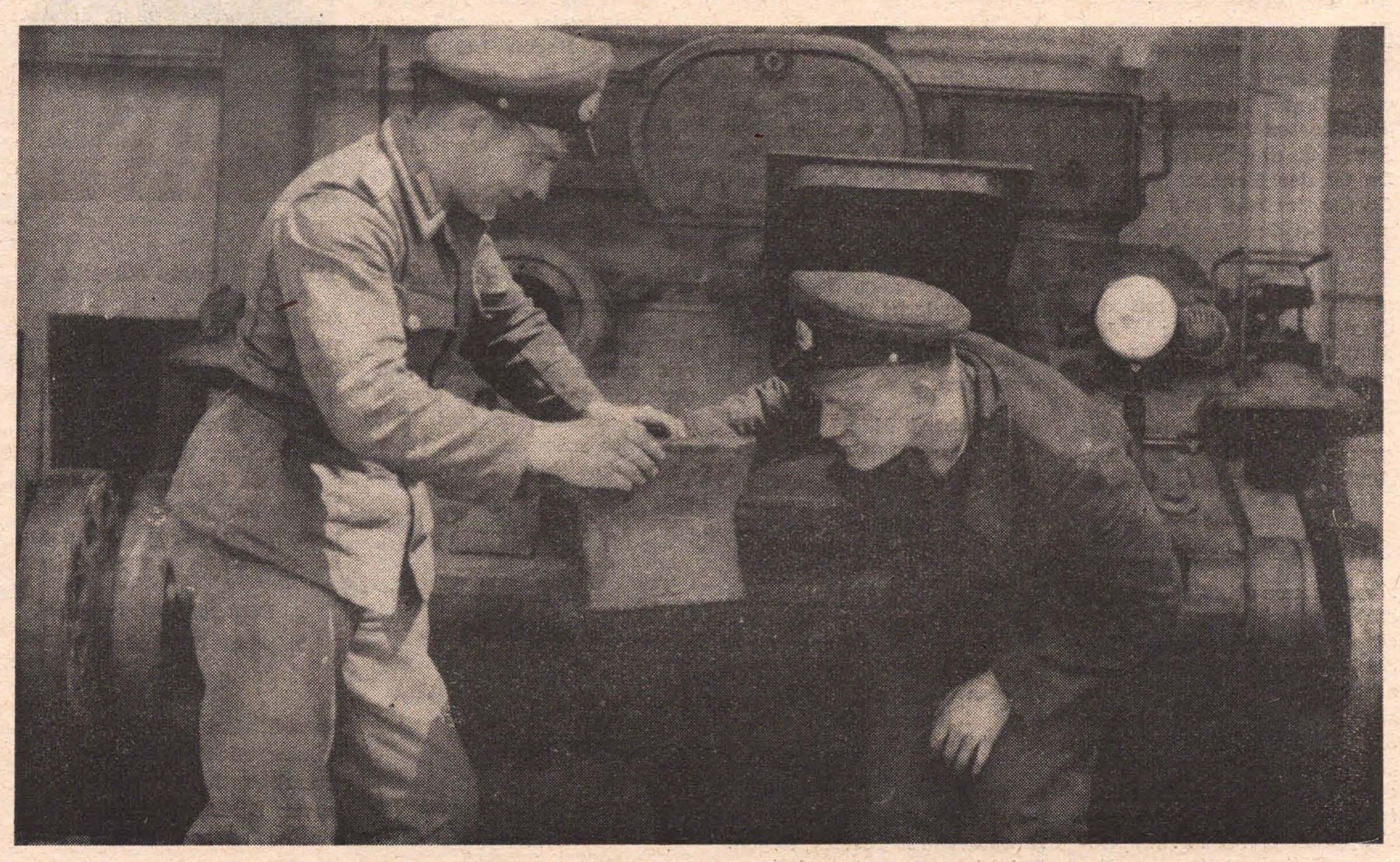
Und jetzt beschloß die Leitung der Werkstatt, die Brigade vor eine Bewährungsprobe zu stellen. Zum erstenmal sollte eine mittlere Reparatur an einem neuen Fahrzeug ausgeführt werden — durch die Brigade Spann.

Das Brigadetagebuch vermeldet lakonisch unter dem 8. März: „Unsere Brigade erhält vom Kommandeur die Aufgabe, diesen schwierigen Auftrag durchzuführen. Weil kein Genosse der Panzerwerkstatt praktische Erfahrungen bei der Instandsetzung dieses Gerätes besitzt, ergeben sich für unsere Brigade daraus große Schwierigkeiten, da zu jeder Arbeit die Vorschrift zur Hand genommen werden muß. Trotz dieser Schwierigkeiten gibt sich die Brigade große Mühe dabei und ist optimistisch.“

Zu dieser Zeit kam der Kollege Schultz in die Brigade. Er übte durch seine Lebenserfahrung, durch seine ruhige und überlegte Art einen wohltuenden Einfluß auf die Brigade aus. Und er führte sich auch in der Arbeit gut ein. Eine neue Übertragungswelle wäre notwendig. Aber sie war momentan nicht zu beschaffen. Also mußte die alte instand gesetzt werden. Kollege Schultz erhielt den Auftrag und führte ihn zur vollen Zufriedenheit aus. Überhaupt klappte es mit der Ersatzteilbeschaffung nicht recht, und auch die Spezialwerkzeuge, die benötigt wurden, mußten erst mühevoll herangeschafft werden. Es passierten einige Pannen, weil die Kollegen und auch der Brigadier das Fahrzeug nicht genügend kannten und auch die Hilfe der technischen Abteilung zu wünschen übrig ließ. Aber schließlich wurde es nach Beseitigung einiger Mängel doch geschafft, wobei der Fahrer des Panzers, Unterfeldwebel Jülisch, eine große Stütze war. Das Brigadetagebuch berichtet am 5. Juni: „Heute ist ein Freudentag für die Brigade, weil nach Meisterung der schwierigen Instandsetzung des Gerätes der Probelauf ohne Mängel verlaufen ist.“ Und am 15. Juni: „Das Gerät... wird mit der Gesamtnote ‚Sehr gut‘ an die Einheit übergeben.“ Da war er, der erste, kostbare Erfolg. Zwar wurde die Zeit nicht ganz eingehalten, aber es ging nur um Stunden bei einer schwierigen, erstmalig zu lösenden Aufgabe.

Noch als man die letzten Arbeiten abschloß, wurde bekannt, daß die nächste mittlere Reparatur ein Panzerschlepper sein

(Fortsetzung auf Seite 429)



Unterfeldwebel Spann berät sich mit dem Zugführer, Oberfeldwebel Meyer. Nachdem jetzt auch seine persönlichen Sorgen – die fehlende Wohnung – beseitigt sind, geht der Genosse Spann mit verdoppeltem Elan und neuem, größerem Schwung an seine Arbeit.

Reservisten voran

Am Vorabend des 1. Mai 1961 wurde die Brigade „Fortschritt“ im VEB Vereinigte Holzveredelungswerke I Leipzig als „Brigade der Sozialistischen Arbeit“ ausgezeichnet. Diese Brigade hatte großen Anteil daran,



daß der Produktionsplan 1960 bereits am 30. November 1960 erfüllt wurde.

Einen beachtlichen Anteil haben daran auch die Mitglieder der Brigade, die bereits ihren Dienst in den bewaffneten Kräften unserer Republik abgeleistet haben. Da ist der Genosse Wilfried Grothe. Im Juni 1960 kam er zurück in den Betrieb. Schon bald darauf wurde er Kandidat unserer Partei. Sehr genau nimmt er es mit der Qualifizierung. Bis Juli nimmt er an einem Lehrgang für die Facharbeiterprüfung teil. Im September beginnt er dann das Ingenieurstudium in Dresden. Auch der Genosse Jürgen Herrmann sitzt im Moment auf der Schulbank, um sich das für einen Facharbeiter erforderliche Wissen anzueignen.

Eine besondere Freude gab es kürzlich für die Genossen Reservisten der Brigade. Die beiden jüngsten Brigademitglieder, Harald Geißler und Werner Wölfer, hatten sich entschlossen, zur NVA zu gehen. (Das Foto zeigt die Verabschiedung der beiden Genossen durch den Brigadeleiter.) Stolz trugen sie ihre Uniform, als sie zur Auszeichnung der Brigade erschienen.

Ein großes Lob muß man den Genossen der Kaderleitung aussprechen, die immer darauf bedacht sind, die ehemaligen Angehörigen der bewaffneten Kräfte zu unterstützen.

Gerhard Flügel, Uffz. d. Reserve, Mitgl. d. Brigade „Fortschritt“

Scharf geschossen

Auch unsere Einheit hat sich am Fernwettkampf der „Armee-Rundschau“ im KK-Schießen beteiligt. Wir haben zum Teil gute Ergebnisse erzielt. So belegte unsere Mannschaft in der Wertung Klasse A mit 1832 Ringen den zweiten Platz. Der Sportinstrukteur der ASG des Truppenteils Warmbrunn, Genosse Freitag, teilte uns dieses Ergebnis mit und versprach, uns beim nächsten Appell die entsprechenden Urkunden auszuhändigen. Doch der Appell kam, und die Urkunden wurden nicht ausgehändigt. Beim nächsten Appell tat sich wieder nichts. Auf unsere Anfrage wurde uns mitgeteilt, daß die Urkunden beim Bataillonskommandeur, Hauptmann Binderich, liegen. Bei einer erneuten Anfrage auf einer Dienstbesprechung wurden die Urkunden schließlich ohne Kommentar dem Kompaniechef übergeben. Wenn man bedenkt, daß dieser Wettkampf im Armee-Maßstab stattfand, so ist diese Form der Übergabe doch etwas kümmerlich. Wir sind der Meinung, daß auf diese Weise die Teilnahme an der Sportarbeit in unserem Truppenteil nicht gefördert wird. Hier geht es doch nicht nur um die Punkte für die ASG Halle-Ost. Wir fordern deshalb eine Stellungnahme der verantwortlichen Genossen.

Leutnant Clauss, Einheit Ketzer, Truppenteil Warmbrunn

Wir auch!

Die Redaktion

Zur Umfrage nach der idealen Freundin

Ich habe die Umfrage über die ideale Freundin gelesen. Sie hat mir gut gefallen. Aber könnte man die jungen Soldaten nicht mal fragen, wie sie zu Mädels stehen, die bereits ein Kind haben? Oft erlebt man, daß sich junge Männer dann von diesem Mädchen abwenden, vor allem, wenn es „ernst“ zu werden scheint. Im Endeffekt kommt es dann manchmal dazu, daß das Mädchen zu einem Flittchen wird, weil es nirgends echtes, kameradschaftliches Verständnis findet.

Helga P., Berlin

Ein gelungener Sprung

Immer öfter schicken uns Leser ihre Fotos. Wir sind gern bereit, an dieser Stelle Leserfotos zu veröffentlichen, die etwas Wichtiges über unsere Volksarmee aussagen. Dieses Foto unseres Lesers Weisflog zeigt einen Reiter des ASK Berlin bei einem Springen in Karl-Marx-Stadt. Die Armeemannschaft konnte bei diesem Wettkampf einen wertvollen Preis erringen

Die Redaktion



Im Zelt ist der Mensch nicht gern alleine!

Ich wollte in diesem Jahr mit meiner Braut während des Urlaubs an der Ostsee zelten. Zeltschein und Zelt hatte ich schon besorgt. Aber da zeigte sich, daß ihre Mutter etwas dagegen hat. Ist das richtig? Und was soll man dagegen machen?

Gefreiter Honig, Leipzig

Die raffinierte Monika

Ich muß sagen, die AR ist prima. Doch in einer der letzten Ausgaben las ich die „Masche mit Monika“. Wo hat Monika auf einmal den zweiten Sturzhelm her? Sollte sie ihn etwa in ihrem Korbkoffer extra mitgenommen haben? Wenn ja, dann ist sie mehr als raffiniert.

Feldwebel Peter Hasse, Spremberg

So raffiniert ist Monika auch wieder nicht. Den zweiten Sturzhelm hatte ganz zufällig unser Bildreporter bei sich, als er ebenso zufällig des Weges kam.

Die Redaktion

(Fortsetzung von Seite 427)
würde. Und da tauchte der Gedanke auf: Die Voraussetzungen sind günstig, wollen wir nicht versuchen, die Norm zu unterbieten? Zwar waren sie nicht gleich alle Feuer und Flamme — vor allem der Genosse Wetzel hegte große Zweifel, denen er auch lautstark Ausdruck verlieh.
Da hing eines Tages ein Zeitungsausschnitt an der Wandzeitung: Die Memoranden der Sowjetunion an die USA. Die Kollegen diskutierten eifrig. Spann, Stabenow und Becker, ein zum Einarbeiten neu hinzugekommener Soldat, begrüßten die Vorschläge zum Abschluß eines Friedensvertrages und zur Abrüstung. Wetzel zeigte sich zurückhaltend. Er sagte: „Da bin ich ja mal gespannt, wie das wird mit Westberlin. Ob da was rauskommt?“ Der Brigadier gab ihm die Zeitung zum Lesen mit.
Sicherlich wurde er in den folgenden Diskussionen noch nicht völlig überzeugt. Aber er begann zu begreifen, daß wir jetzt einen Friedensvertrag brauchen, damit nicht in Deutschland Atombomben fallen. Und er verstand auch, daß dieser Vertrag nicht vom Himmel fällt, daß jeder an seinem Platz sein Bestes geben muß, um die Westmächte an den Verhandlungstisch zu zwingen. Schnelle und gute Arbeit wird von jedem verlangt — ob Arbeiter oder Soldat. Deshalb stellte er sich nicht abseits, als die Brigade beschloß: Der Schlepper wird genau nach dem Termin der Fertigstellung für eine wichtige Maßnahme in der Gefechtsausbildung gebraucht. Wir wollen ihn zur Unterstützung der sowjetischen Friedensinitiative und zur Erhöhung der Gefechtsbereitschaft fünf Tage früher fertigstellen.
Auf dem Blatt Papier, das diese Verpflichtung an der Wandzeitung verkündet, steht auch die Unterschrift des Kollegen Wetzel. Er, der noch vor Wochen gesagt hatte, es sei egal, wann ein Panzer fertig werde, wühlte von morgens bis abends. Im stillen glaubte er auch an die Realität der Verpflichtung, wenn er auch bei jeder Gelegenheit betonte, daß sie nicht erfüllbar sei.
Und die ersten Ereignisse schienen ihm recht zu geben. Fehler und Schlampereien kosteten viel Zeit. Da wurde in der Eile vergessen, das seitliche Jalousiegestänge zu löten. Als der Kran die Abdeckung abhob, wurde es abgerissen. Ein anderes Mal wurden die Schwingarmbuchsen ausgebrannt, um neue hineinpressen zu können. Aber die Brennähte wurden nicht gewissenhaft entfernt. So entstand ein Arbeitsverlust von über einem Tag und ein Mehrverbrauch von drei Buchsen. Aber trotz dieser Widrigkeiten kämpfte die Brigade um ihre Verpflichtung. Sie gab auch nicht auf, als auch noch der Kollege Schultz krank wurde. Freilich, in manchen Stunden nagte der Zweifel, und dann war nur noch der Brigadier optimistisch. Zur Zeit, da diese Zeilen geschrieben wurden,

Nach Redaktionsschluß:

ueber die brigade spann kann ich mitteilen, dass sie die mittlere instandsetzung des schleppers acht tage vorfristig beendete -- damit erfuellte sie die norm mit 152,7 prozent + die instandsetzung wurde mit der note ,,gut'' eingeschätzt + oberfeldwebel meyer + + +

waren bereits drei Tage Planvorsprung erkämpft. Die Brigade beginnt sich zu bewähren.
Dort in der Werkstatt stehen Soldaten und Zivilangestellte in einer Werkhalle. Sie erfüllen eine gemeinsame Aufgabe — die reparaturbedürftige Panzertechnik so schnell wie möglich den Truppenteilen wieder zuzuführen und so die Gefechtsbereitschaft unserer Armee zu erhöhen. Kollege Schultz drückt das so aus: „Wir wollen, daß die Panzer so schnell wie möglich wieder raus in die Einheiten kommen. Aber wir wollen dabei nicht pfuschen, sondern Qualitätsarbeit leisten.“ Sie reden nicht viel von Politik. Aber sie arbeiten mit Elan für unseren Staat, den auch sie als ihren Staat ansehen. Und damit greifen sie selbst in die Politik ein — gegen die Kriegspolitik der westdeutschen Ultras, für den Schutz des Sozialismus in unserer Republik und für den Friedensvertrag mit Deutschland.

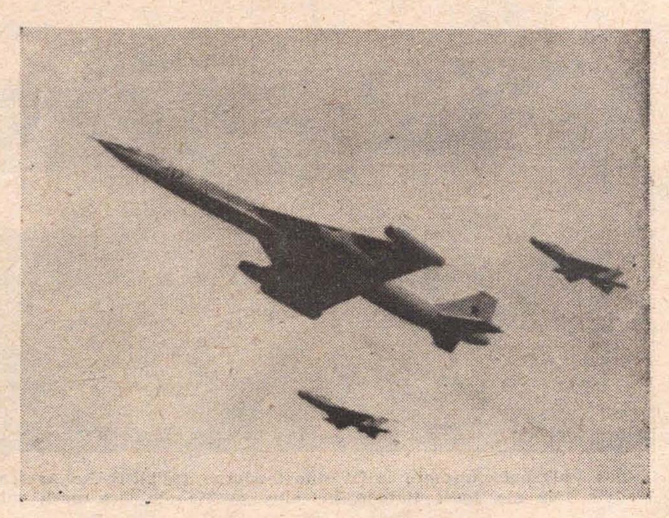


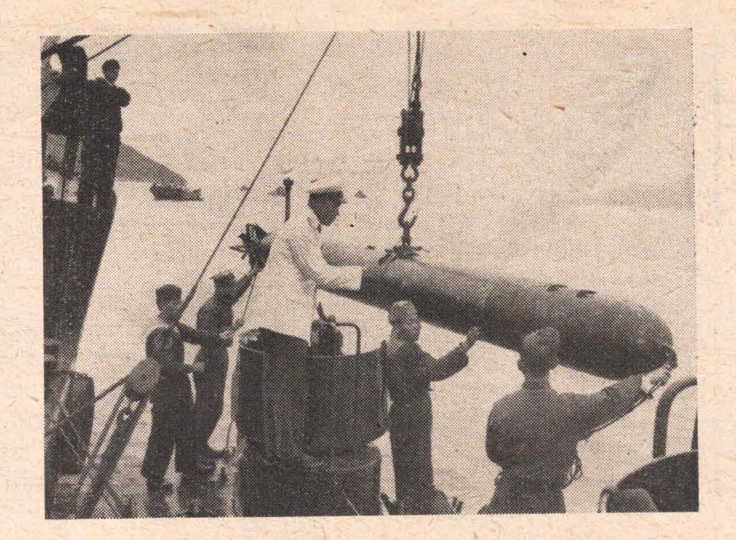
Raketenbestückt und blitzschnell, so rasten die modernen Überschalljäger in das Blau des Himmels. Von Flugzeugen zu sprechen ist fast überholt. Es waren eher bemannte Kampfraketen.

Tuschino 1961

die Flugschau des Jahres

Mit Recht nennen wir jene Flugveranstaltung in Tuschino bei Moskau die Flugschau des Jahres. Denn welche Veranstaltung ähnlicher Art könnte sich wohl mit Tuschino messen? Gewiß, was der Westen in Farnborough oder Zürich alljährlich zeigt, verdient Anerkennung — aber Tuschino zeigt mehr. Hier wird der hohe Leistungsstand der sowjetischen Wissenschaft und Technik und die Kraft der sowjetischen Luftstreitkräfte demonstriert. Tuschino 1961 war keine Demonstration der Gewalt, aber sie regt zum Nachdenken an. (Siehe auch Seite 461). Fotos: ZB





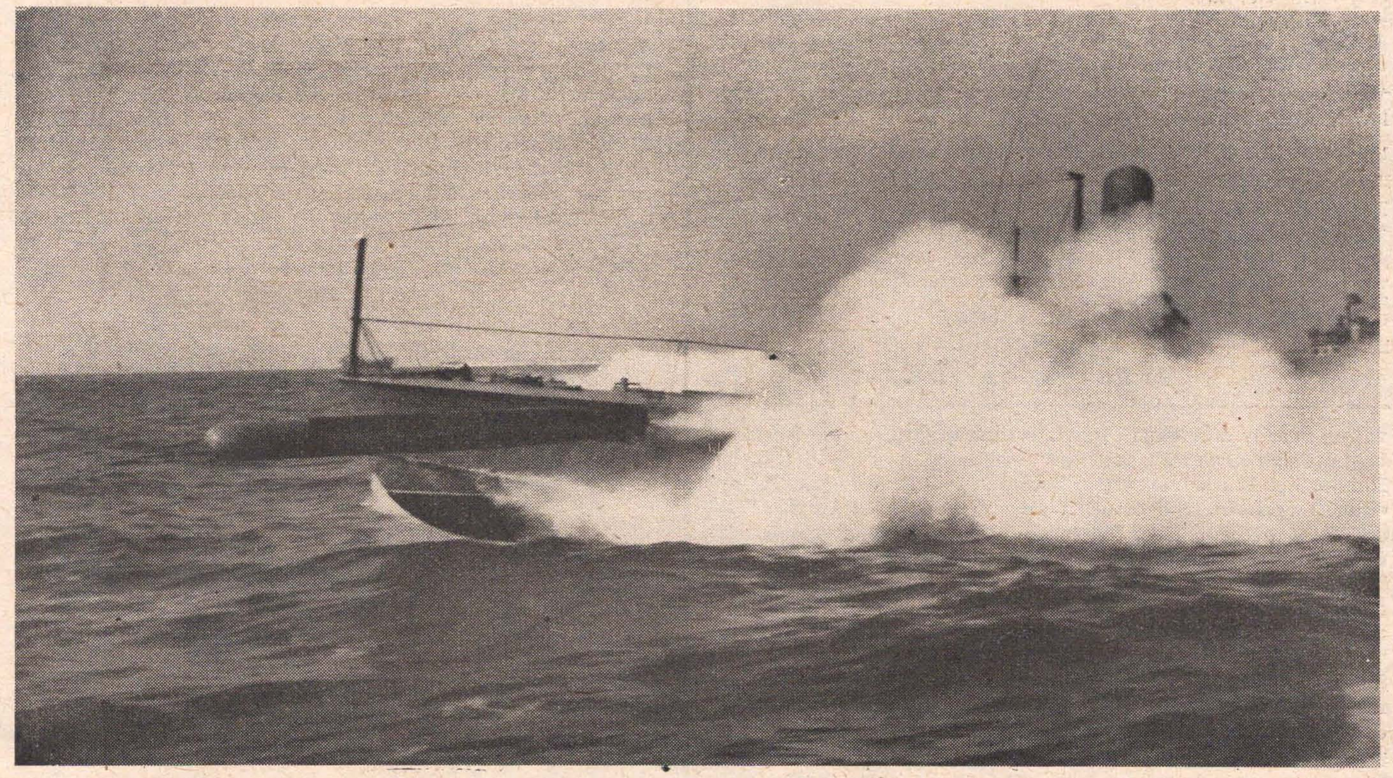
Aus gutem Eisen

FOTOS: HSINHUA (3), MBD (1)



Im China der feudalen Unterdrücker und imperialistischen Ausbeuter sagten die Arbeiter und Bauern: „Aus gutem Eisen macht man keine Nägel, und ein guter Mensch geht nicht unter die Soldaten.“ Die gleichen Arbeiter und Bauern schufen im Jahre 1927 unter Führung der jungen Kommunistischen Partei Chinas ihre Volksbefreiungsarmee, die in zweiundzwanzigjährigem aufopferungsvollem Kampf das Land von den Fesseln der in- und ausländischen Blutsauger befreite. Und Hunderttausende von denen, die vorher als gute Menschen nicht unter die Soldaten gehen wollten, sangen, als sie die Truppen der japanischen Interventen und die konterrevolutionären Kuomintang-Armeen schlugen, den „Marsch der Freiwilligen“:

„Steht auf, / die ihr die Knechtschaft verachtet! / Mit der Großen Mauer des Mutes / schützen wir China.



Chinas Volksbefreiungsarmee ist eine moderne sozialistische Armee. Als sie 1950 die Insel Hainan befreite, mußte sie sich noch mit Dschunken behelfen. Heute verfügt sie über eigene Seestreitkräfte. Unsere Fotos zeigen eine Übung chinesischer Torpedoschnellboote.

Freunde bei Freunden: Auch bei den chinesischen Matrosen erlebten seinerzeit die Genossen des Erich-Weinert-Ensembles der Nationalen Volksarmee das starke Zusammengehörigkeitsgefühl, das sich überall lebhaft äußert, wo sozialistische Waffenbrüder zusammentreffen.

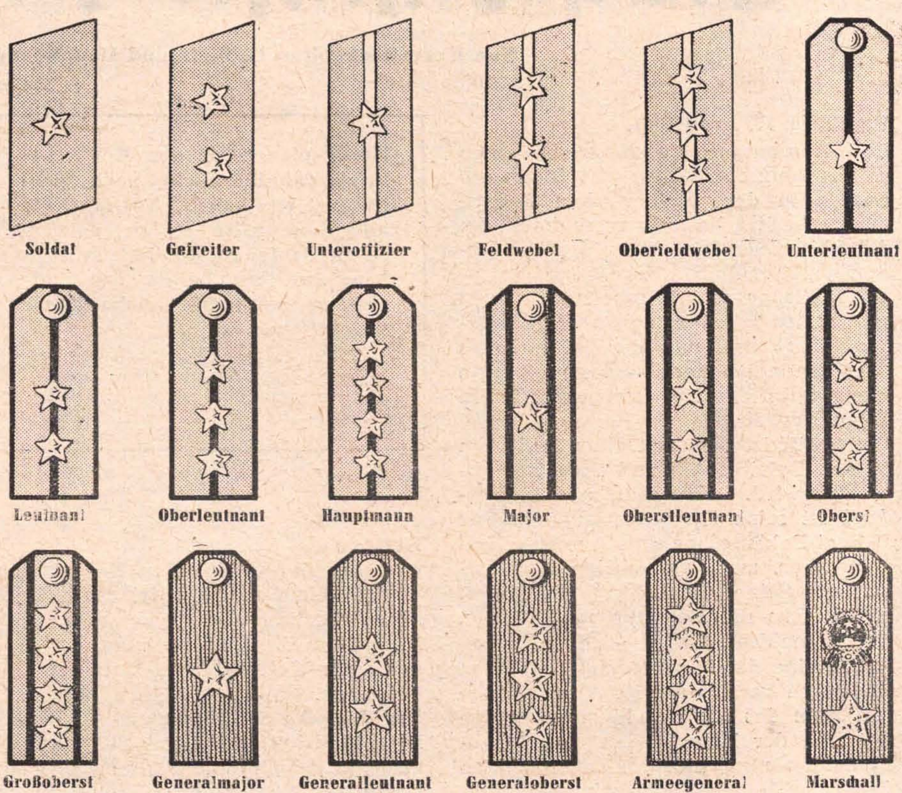
Des Schicksals Stunde schlägt. / Wir retten die Heimat! / Möge ringsum / unser Kampfruf / wie Donner erschallen: / Steht auf! Steht auf! Steht auf!

Wir sind viele Tausende, / doch ein einzig Herz. / Wir sind voller Todesverachtung! / Vorwärts! Vorwärts! Vorwärts! / Auf in den Kampf!"

Genauso entschieden, wie die Soldaten der Chinesischen Volksbefreiungsarmee an der Seite der Sowjetarmee 1945 die japanischen Aggressoren aufs Haupt schlugen, eilten 1950 bis 1953 über 300 000 chinesische Volksfreiwillige dem koreanischen Brudervolk zu Hilfe.

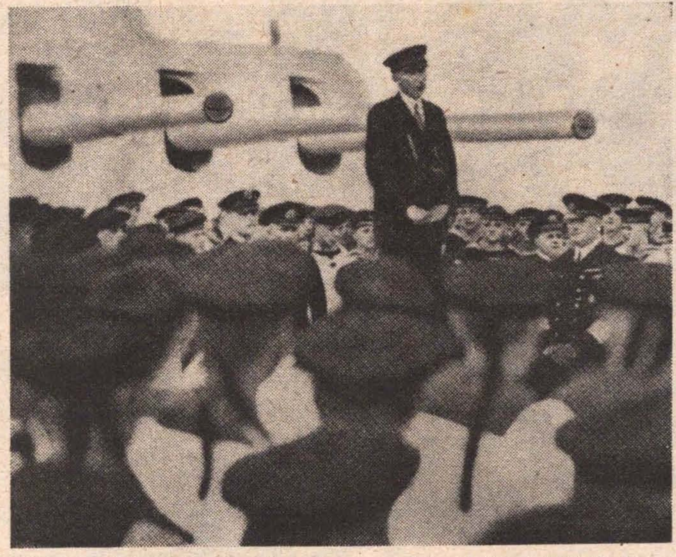
Die Menschen in der Volksrepublik China lieben den Frieden ebenso wie wir. Ebendeshalb würde jeder, der das sozialistische Lager anzugreifen wagt, es nicht nur mit der mächtigen Sowjetarmee und den anderen Armeen des Warschauer Vertrages, sondern auch mit der kampferprobten Chinesischen Volksbefreiungsarmee zu tun bekommen. Die vergangenen Jahrzehnte haben es bewiesen: Für die Sache des Friedens und der Freiheit des werktätigen Volkes geht, wenn es nötig wird, in China jeder gute Mensch unter die Soldaten.

Die Dienstgradabzeichen der Chinesischen Volksbefreiungsarmee:



Die Offiziere tragen ihre Dienstgradabzeichen in der gleichen Anordnung wie auf den Schulterstücken auch auf ihren Kragenspiegeln.

In Freude und Dank
Adenauer
Oberbürgermeister der Patenstadt



Adenauer bei seinem zweiten Besuch auf der dritten „Köln", die er 1926 persönlich taufte. Offensichtlich setzte Adenauer, obwohl nie selbst Soldat, schon damals auf die Politik der Stärke. Das Ende seines Kreuzers „Köln" hätte ihn eines Besseren belehren sollen.



Hitler und Raeder bei ihrem Besuch auf dem Kreuzer „Köln" im Jahre 1933. Die „Köln" war ein Lieblingskind führender Militaristen. Im zweiten Weltkrieg nahm sie an fast allen Schandtaten der faschistischen Kriegsmarine, u. a. am Überfall auf Norwegen teil.

Die Geschichte der »Köln«

Von Korvettenkapitän G. Plate und Hauptmann H. Huth

Hamburg, 15. April 1961.

Der Hamburger Hafen erlebt einen großen Bahnhof. Alles, was Rang und Namen in der westdeutschen Kriegsmarine besitzt, hat sich versammelt. An der Spitze der Inspekteur der Bundesmarine, Vizeadmiral Ruge.

„Heiß Flagge und Wimpel!" Am Mast eines 2100-Tonners gehen die westdeutsche Fahne und der Wimpel des Kommandanten hoch — das modernste Kriegsschiff der Bundesrepublik ist in Dienst gestellt.

Das Schiff ist das erste einer Serie, die zu den Geleitbooten und Fregatten gerechnet wird. Geleitschutz und U-Boot-Jagd ist seine Zweckbestimmung. Zur U-Boot-Bekämpfung dienen neben Wasserbomben zwei vierrohrige Raketenwerfer. Seine Höchstgeschwindigkeit: 30 Knoten; die Besatzung: 210 Mann. Der Name des Schiffes — „Köln".

Kaum eine der bundesrepublikanischen Zeitungen vergißt am 16. April auf die Tradition des Schiffes hinzuweisen. In der Tat, der Name „Köln" hat Tradition. Man muß sagen: eine eindeutige Tradition. Blättern auch wir einige Seiten zurück in dem Buch der deutschen Seekriegsgeschichte ...

Heute planen sie den Revanchekrieg, ähnlich wie nach dem ersten Weltkrieg. Vernünftiger allerdings wäre es, sie würden schon heute an die Folgen denken, die ihre Politik der Aufrüstung und der Revanche für sie selbst haben kann.

Aus der Erklärung des Vorsitzenden des Staatsrates der DDR, Walter Ulbricht, vom 6. Juli 1961 vor der Volkskammer.

August 1914.

Kreuzer auf Kreuzer ist in den letzten zehn Jahren auf deutschen Werften vom Stapel gelaufen. Jetzt ist die Stunde ihrer Bestimmung gekommen. Der Kampf um die Neuaufteilung der Welt, der erste Weltkrieg, hat auch zur See begonnen.

Der deutsche Seekriegsplan ist mangelhaft. Zwischen Heer und Flotte hat es nie eine gemeinsame Planung gegeben. Das neue Schwert der Seestreitkräfte, die U-Boot-Waffe, wurde offensichtlich unterschätzt.

Als Hauptgegner gilt die englische Flotte. Die deutsche Admiralität schätzt aber deren Absichten falsch ein. Sie rechnet mit einer Nahblockade in der Helgoländer Bucht. Deshalb wurde die deutsche Flotte in Wilhelmshaven konzentriert. Leichte Seestreitkräfte sind vor Helgoland in einem Abstand von 25 Seemeilen auseinandergezogen. Nachts marschieren diese Vorposten strahlenförmig weiter in die See hinaus, und die Abstände werden noch größer. Obendrein erleichtert die Regelmäßigkeit dieser Bewegung den britischen U-Booten die Erkundung. All das kann nicht gut gehen ...

Man schreibt den 28. August. Es ist noch früh am Morgen.

„Reise, Reise, überall zurrt Hängematten!" Der bekannte Weckruf gilt für alle auf dem leichten Kreuzer „Cöln". Auch für die abgelöste Wache, die sich eben aufs Ohr gehauen hat.

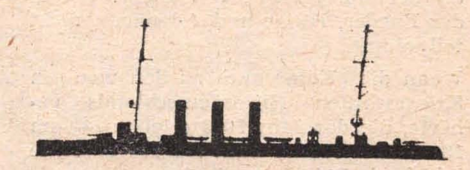
„Klar Schiff zum Gefecht!" Wieder eine der in letzter Zeit so häufigen Übungen? Oder wird es Ernst?

In der Morgendämmerung sind — begünstigt durch diesiges Wetter — feindliche Schiffe eingebrochen. Sie drohen die deutsche Sicherungslinie aufzurollen.

Deshalb schickt die Seekriegsleitung leichte Kreuzer gegen die englischen Zerstörer.

Zerstörer?

Mit Volldampf fährt die „Cöln“ dem Gegner entgegen. Da tauchen linker Hand, unvermutet und erschreckend, die Aufbauten englischer Schlachtkreuzer auf. Und schon schlagen die Geschosse aus den Türmen des englischen Flaggschiffes pausenlos in den Leib der „Cöln“. Was hilft's, daß die Besatzung der „Cöln“ 1913 „den Kaiserpreis für hervorragende Leistungen im Schießen mit der Schiffsartillerie“ eroberte. Jetzt ist sie selbst nur eine Zielscheibe der stärkeren englischen Batterien. Und es



ist nur eine Frage von 65 Minuten, bis das Meer ein in Flammen stehendes Wrack verschlingt ...

Ein Mann der Besatzung kann gerettet werden — einer von zwanzig Offizieren und 484 Unteroffizieren und Mannschaften. Das gleiche Inferno spielt sich auf den leichten Kreuzern „Mainz“ und „Ariadne“ sowie auf dem Torpedoboot V 187 ab. Insgesamt gehen an diesem Tag 712 Seeleute dank der Unfähigkeit der deutschen Admiralität unter. Die Aktien der Werften aber steigen. 1913 zahlte die Werft Blohm & Voß 4 Prozent Dividende. 1914 schon 6 Prozent. Die Ersatzbauten für die „Cöln“, „Mainz“ usw. versprechen noch höheren Profit. Und dabei hat der Krieg erst begonnen ...

In Hamburg wird bei Blohm & Voss die neue „Cöln“ gebaut. 10. Januar 1918. Der neue Kommandant, Fregattenkapitän Raeder, schüttelt dem Werftbesitzer Blohm jun. dankbar die Hand. (20 Jahre später wird sich ebenderselbe Blohm bei ebendemselben Raeder, der inzwi-



schen zum Oberbefehlshaber der faschistischen Kriegsmarine avanciert ist, für die neuen Rüstungsaufträge bedanken.) Raeder kann nicht schnell genug an den „Feind“ kommen. Während der Übernahmefahrt lehnt er einige Erprobungen ab. „Kam das Schiff wirklich einmal in eine Lage, in der schärfste Anforderungen an das Material gestellt wurden, so mochte es sich dann zeigen, ob es solche Beanspruchungen aushielt“, schrieb er später. Das Schicksal der Besatzung in einem solchen Falle? Nebensächlich! Es ist schließlich eine Ehre, für Kaiser und Reich, für Blohm & Voss abzusaufen. Und so fordert Raeder, als er im Oktober 1918 die Kaiserliche Rangfolge eine Sprosse weiter hinaufklimmt, in seiner Abschiedsansprache von der Besatzung „Treue und Gehorsam zum Herrscherhause“ ...

Ende 1918 sticht die deutsche Hochseeflotte, darunter die „Cöln“, das letzte Mal in See. Das Gros der Besatzungen ist über ganz Deutschland verstreut, ist Hefe im Teig der Revolution. An Bord sind nur Wachkommandos geblieben, ausgesuchte, reaktionäre Leute.

In der Bucht einer der Nordküste Englands vorgelagerten Insel, in Scapa Flow, wird die Flotte interniert. Inzwischen nehmen die Friedensverhandlungen von Versailles ihren Lauf. Immer deutlicher zeichnen sich die einzelnen Bedingungen dieses imperialistischen Vertrages ab. Die deutsche Flotte soll ausgeliefert werden ...

Da, am 21. Juni 1919, wird von Schiff zu Schiff der vereinbarte Winkspruch gegeben: „Schiffe sofort versenken.“

Was seit Mitte Mai im stillen vorbereitet wurde, nimmt seinen Lauf, auch auf der „Cöln“. Die Bodenventile werden aufgeschraubt. Hämmer zerschmettern Maschinenteile. Am Mast steigt noch einmal die kaiserliche Reichskriegsflagge empor. Dann ist das Theater vorbei. Der Ozean hat auch die zweite „Cöln“ verschlungen ...

Dieser Abgang ist als ein neuer Antritt gedacht. Mit Scapa Flow wurde „ein wichtiges Fundament für den Wiederaufbau einer neuen Marine gelegt“, schreibt Raeder später. Am Ende des verlorenen ersten Weltkrieges steht also bereits die Vorbereitung jenes zweiten Weltkrieges, der zwei Jahrzehnte später allen Völkern, auch dem deutschen, noch größere Opfer kosten sollte. Vorerst aber kostet die eigenhändige Versenkung den hungernden Deutschen 275 000 Tonnen Schwimmdocks, Schlepper und Bagger als Buße ...

Mit dem Bau und dem Einsatz der dritten „Köln“ dauert es etwas länger. Die deutsche Arbeiterklasse der zwanziger Jahre ist nicht mehr die von 1914. Sie hat in der KPD eine Führerin, die die Lehren aus dem ersten Weltkrieg gezogen hat. Entschlossen kämpft sie gegen den Panzerkreuzerbau. Aber am 23. Mai 1928 ist es dann doch wieder soweit.

Mit dem Bau des dritten Kreuzers „Köln“ wurde der Versailler Vertrag, der eine 6000-Tonnen-Grenze vorsah, zwar formal nicht verletzt. Jedoch übertraf dieser Kreuzertyp die gleichartigen Schiffe der anderen kapitalistischen Staaten in der Geschwindigkeit (32 sm) und in der Bewaffnung (9×15-cm-Geschütze in Drillingstürmen, 4×8-, 4×8,8-cm-Flak, 4×50-cm-Drillingstorpedorohre). Die Monopole kassierten für jeden Kreuzer dieses Typs 32 bis 37 Millionen Mark an Steuergeldern ...

In der Marine-Werft von Wilhelmshaven läuft die dritte „Köln“ vom Stapel.

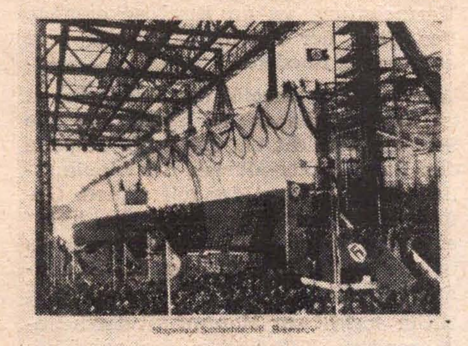
Zahlreiche Gäste sind erschienen. Darunter der einzige Überlebende der ersten „Cöln“, der Bergmann Adolf Neumann. Darunter auch der Kommandant der zweiten „Cöln“, der inzwischen zum Vizeadmiral und Chef der Marinestation Ostsee beförderte Raeder. Darunter auch der Oberbürgermeister von Köln, Dr. Konrad Adenauer. In seiner Rede spricht Adenauer von einer würdigen Vertretung der Interessen des imperialistischen Deutschlands zur See. Die „Köln“ hat ihn nicht enttäuscht ..

Anfangs dient der Kreuzer „Köln“ als Schulkreuzer. Auf Auslandsfahrten popularisiert er die wachsende Stärke des deutschen Militarismus. In der zweiten Hälfte des Jahres 1932 nimmt er wieder einmal mit schwarzrotgoldener Flagge am Mast Kurs Pazifik. Am 12. Dezember 1933 kehrt er mit wehender Hakenkreuzfahne zurück. Das ist der Tag, den die Offiziere vom Schlage eines Raeder als den größten Tag der „Köln“ feiern ...

Die „Köln“ hat in der Nacht in der Jade geankert. Am Morgen geht es Richtung Wilhelmshaven. Die Mannschaft ist auf

Blohm & Voss

Hamburg 1



Schiffswerft

Maschinenfabrik – Flugzeugbau

Blohm & Voss war eine der führenden Werften im Kriegsschiffbau (Inserat der Zeitschrift „Kriegsmarine“, Jahrgang 1939).

Inserat aus einer westdeutschen Zeitschrift unserer Tage. Wieder scheffeln die Werftaktionäre Riesengewinne aus dem Kriegsschiffbau. Auch eine „Köln“ ist darunter.





Deck angetreten. Da ertönt durch den dicken Nebel das Sirenengeheul eines Tenders. Wenig später geht am Mast die Admiralsflagge hoch. Der Chef der Marineleitung ist an Bord gekommen. Der Chef der Marineleitung ist kein anderer als Raeder.

Wenig später zerreißt der Nebel. Schon ist Wilhelmshaven in Sicht. Als die Schleuse erreicht ist, spielt die Kapelle den Badenweiler-Marsch, das Lieblingslied Adolf Hitlers, der mit seinem Gefolge auf der Schleusenmauer die „Köln" erwartet. Dann kommt er an Bord. Es ist das erste Mal, daß er ein Kriegsschiff betritt.

Hitler spricht zur Mannschaft der heimkehrenden „Köln" über das angeblich neue Deutschland. „Ehre, Raum, Friede" sei das Ziel. Das war die Wahrheit in Lügen verpackt. Denn ehrlich gemeint war nur das Wort vom Kampf um den Raum. Auch der weitere Weg der „Köln" beweist es ...

Juli 1936. Die dritte „Köln" fährt ihren ersten Kriegseinsatz. Der Kreuzer wird mit einigen Torpedobooten nach Spanien beordert. Er ist an der Blockade der spanischen Küste und damit an der Niederschlagung des spanischen Volkes in seinem Freiheitskampf beteiligt.

März 1939. Das faschistische Deutschland annektiert das Memelland. Wieder ist die „Köln" mit von der Partie, gemeinsam mit den Panzerschiffen „Deutschland", „Admiral Graf Spee" und „Admiral Scheer", dem Kreuzer „Nürnberg" und kleineren Schiffen.

Dann wird das Unternehmen Weserübung gestartet ...

Es ist ein klarer Aprilmorgen des Jahres 1940. Auf der „Köln" hat der Befehlshaber der Aufklärungsstreitkräfte, Konteradmiral Schmundt, seine Flagge gesetzt. Um 8 Uhr werden plötzlich Landgang und Fernsprecher gesperrt. 12 Stunden später versammeln die Kommandanten ihre Offiziere und geben ihnen einen Befehl Raeders bekannt — den Befehl zur Annexion Dänemarks und Norwegens.

Gegen 22 Uhr fährt ein Transportzug vor. Infanteriesturmtrupps mit Granatwerfern und Flammenwerfern kommen an Bord, dazu ein ganzer Divisionsstab. Kaum ist der letzte Mann an Bord, werden die Leinen geworfen.

Im Laufe des Tages findet sich auf hoher See, im Schutze starken Nebels, ein Verband von Kreuzern, Aufklärungsschiffen, Torpedo- und Schnellbooten zusammen. Gegen Mitternacht läuft der Verband in den norwegischen Korsfjord ein. In diesem Fjord liegt die norwegische Hafenstadt Bergen. Von voraus kommt ein schwarzer Schatten, ein norwegisches Wachfahrzeug.

„Was für Schiffe? Wohin?"

Jedes deutsche Schiff hat einen Decknamen bekommen. Die „Köln" antwortet mit „HMS Cairo", dem Namen eines englischen Handelsschiffes. Das Wachfahrzeug dreht ab, die Täuschung ist geglückt.

Wenig später nähert sich ein norwegisches Torpedoboot. Es richtet sein Hecktorpedo auf die „Köln". Kommt es zur Entdeckung? Wird der Dolchstoß gegen das kleine, neutrale Norwegen vorzeitig aufgedeckt?

„‚HMS Cairo' — gehe zu kurzem Aufenthalt nach Bergen", läßt der Kommandant der „Köln" morsen. Das Torpedoboot dreht ab.

Als die Norweger schließlich doch merken, welche Haie dort unter friedlichen Tarnnamen und — im wahrsten Sinne des Wortes — bei Nacht und Nebel herangeschlichen sind, haben diese bereits die Feuerzone der Küstenbatterie durchlaufen. Und dann bricht über die zum größten Teil ahnungslosen norwegischen Soldaten und Matrosen der faschistische Kugelhagel herein.

Ein Teil der Norweger nimmt den Kampf gegen die Aggressoren auf.

„Diese sture Haltung der Norweger verlangt Vergeltung. Aus allen Türmen des Kreuzers blitzt und kracht es jetzt ... Jetzt vergeht dem deutschen Kommandanten doch die Geduld. Schnell ist das Ziel aufgefaßt — Feuererlaubnis." So schreibt später ein gewisser Fritz List in dem Buch „Kurs Norwegen". Ein anschauliches Zeugnis des Herrenmenschentums der faschistischen Soldateska. Die aber führend mit dabei waren — die Gerlach, Ruge usw. —, bekleiden heute hohe Posten in der westdeutschen Kriegsmarine ...

Auch beim Überfall auf die Sowjetunion ist die „Köln" dabei. Am 12. und 13. Oktober 1941 beschießen leichte deutsche Seestreitkräfte, darunter die „Köln", sowjetische Stellungen und Batterien bei Kap Ristna auf der Insel Dago. Man sieht: Es gibt keine Schandtat der militaristischen deutschen Kriegsmarine, an der die „Köln", das Lieblingskind der Raeder, Hitler und Adenauer, nicht teilnahm.

Wenn die „Köln" auch zu den wenigen Kriegsschiffen Hitlerdeutschlands gehörte, die das Jahr 1945 erlebten — am 13. 4. 1945 ereilte auch sie das gerechte Schicksal. Bei einem Luftangriff englischer Bomber auf Wilhelmshaven wurde die „Köln" versenkt ...

Auch Raeder erhielt das gerechte Urteil. Als Kriegsverbrecher kam er hinter Schloß und Riegel. Als "Held der Nation" wurde er aber im vergangenen Jahr in "seinem" Deutschland, in Westdeutschland, begraben.

Um den früheren Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, Raeder, trauerte auch der jetzige Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, Vizeadmiral Ruge. Seine Grabrede war Mohrenwäsche. Es ging Ruge dabei nicht um den Ruf seines früheren Vorgesetzten. Es ging ihm um seinen eigenen Ruf, um den Ruf der Bundeswehr. Ruge sprach die goldenen Worte: „Ich weiß, daß wir auch im Sinne des Dahingeschiedenen handeln."

Das ist genau das, was wir seit langem behaupten. Das Auftauchen der alten Namen in der westzonalen Flotte und die Zusammensetzung ihrer Führungskader bestätigen, daß die Bonner Kriegsmarine der direkte Erbe der kaiserlichen und der faschistischen Kriegsmarine ist. Sie zog nicht die richtigen Schlußfolgerungen aus der Zeit des Hitlerfaschismus. Systematisch werden ihre Matrosen mit dem Geist der Revanche und des Chauvinismus vergiftet. All das ist nichts anderes als die Vorbereitung des dritten Weltkrieges. Aber bei dem heutigen militärischen Kräfteverhältnis im Ostseeraum würde die Bonner Kriegsmarine ein noch unrühmlicheres Ende als ihre Vorgänger finden, falls sie die Brandfackel des Krieges in der Ostsee entzünden sollte.

Um es nicht erst soweit kommen zu lassen, um Deutschland und der Welt einen dritten Weltkrieg zu ersparen, dringt die Sowjetunion auf den Abschluß eines Friedensvertrages, der den Bonner Militaristen das Handwerk legt. Die Matrosen und Offiziere der Bonner Kriegsmarine sollten an das Schicksal der ehemaligen Träger der Namen ihrer Schiffe denken und daraus ihre Schlußfolgerungen ziehen.

Bei der Beerdigung des Kriegsverbrechers und früheren Kapitäns der „Köln", Raeder (1960), legte der Chef der westdeutschen Kriegsmarine, Vizeadmiral Ruge (vorn links), einen Treueschwur zu den alten, militaristischen Idealen ab.

(Fotos: Archiv)

Aufsatzwettbewerb

Ende des vergangenen Jahres hat der damalige Generalinspekteur der Bundeswehr, Heusinger, einen Aufsatzwettbewerb für Unteroffiziere, Feldwebel, Leutnante und Oberleutnante ausgeschrieben. Wir sind heute in der glücklichen Lage, zwei Aufsätze zu veröffentlichen, die zu ihrem Thema preisgekrönt wurden.

„Der eine fragt: Was kommt danach?
Der andere fragt nur: Ist es recht?
Und so unterscheidet sich der Freie von dem Knecht."

Inwieweit gilt dieser Spruch Theodor Storms für die Bundeswehrsoldaten?

Überhaupt nicht!!! Die Stärke des Bundeswehrsoldaten liegt darin, daß er diese Fragen nicht kennt!!! Bei mir gehen deshalb der eine wie der andere in Bau!!! Wer Storm sät, wird Sturm ernten!!!

Leutnant Strauss

Der Europagedanke — Idee und Wirklichkeit.

A. Einleitung

Ein Vorkämpfer des Europagedankens war der liebe Gott im Himmel. Die Taten seiner himmlerschen Heerscharen bei der Integration Europas werden ewig unvergessen bleiben.

Ba. wer ist Europäer?

Weil sich die Bundeswehr diese Seeligen Scharen zum Vorbild nimmt, sind die Bundeswehrsoldaten die besten Europäer. Die de Gaulle-Franzosen sind dagegen nur halbe Europäer, denn sie wollen die deutsche Führung nicht anerkennen. Chruschtschow ist natürlich überhaupt kein Europäer, was jeder Volksschüler schon an seinem undeutschen Namen erkennt. Dagegen ist Tschiang Kai-schek ein guter Europäer; denn so viele Kommunisten wie er hat kaum ein anderer auf dem Gewissen.

Bb. was ist Europa?

Die Bundesrepublik ist natürlich das Zentrum Europas. Was weiter östlich kommt, soll erst wieder Europa werden, so wahr Gott der Bundeswehr helfe.

Im Norden muß man Island noch zu Europa zählen, denn es ist Mitglied der NATO. Schweden und Finnland indes sind keine NATO-Staaten. Sie gehören mithin auch nicht zu Europa, sondern zu Skandinavien.

C. botanische Schlußbemerkung.

Die charakteristischste Pflanze Europas ist die Eiche; denn sie ist urdeutsch. Außerdem ist die Eiche weiblich, wie jeder Volksschüler gelernt hat. Nicht gelernt wird er aber haben, daß es auch männliche Eichen gibt, sogenannte Eichmänner. Sie gedeihen in der Bundesrepublik ebenfalls ausgezeichnet.

Wie wir in der jüngsten Zeit freudig erfahren konnten, gibt es auch in den USA viele Eichmänner, weshalb dieses Land ebenfalls zu Europa gehört.

Leutnant Gymnasial

Bundeshauptmann Straußenauer hält eine

Frontstadtrede



Kammraan! Westberlin war teutsch, is teutsch und soll immer teutsch bleiben!

Deshalb müssen auch Kammraan Amerikaner, Engländer und Franzosen unbedingt in Westberlin bleiben!

Ein schlechter Teutscher, der für Teutschla . . ., äh . . ., fürn Friedensvertrach is!

Friedensvertrach nimmt dem Teutschen das Teutschtum, nämlich den Säbel aus der Hand.

Teutschland braucht aber den Säbel, damit es sich darauf stützen kann!

Drum schwört mit mir, Kammraan Frontstädter, die Hand niemals von der Scheide zu nehmen.

Denkt immer dran: Westberlin is . . ., äh . . ., jewissermaßen . . ., äh . . ., eine Prothese, ohne die der kalte Kriech nich weiterjehen kann!

B—t



Die nationale Sicherheit des deutschen Volkes, der DDR, der Sowjetunion und vieler anderer Länder erfordert, daß jetzt endlich und ohne weiteren Verzug die Ergebnisse des zweiten Weltkrieges fixiert werden, damit die Amokläufer in Bonn daran gehindert werden, das deutsche Volk, Europa und die Welt in das Inferno eines atomaren Krieges zu stürzen. Ein weiteres Zögern — ich sagte es schon — ist nicht zu verantworten.

Aus der Erklärung des Vorsitzenden des Staatsrates der DDR, Walter Ulbricht, am 6. Juli 1961 vor der Volkskammer.

Interview mit dem Leiter des Armee-Museums, Genossen Oberst Bartz

Genosse Bartz, in unmittelbarer Nachbarschaft des Museums liegt das Schloß Cäcilienhof. Betrachten Sie diese zufällige Nachbarschaft als glücklich?

Unser Museum befindet sich damit in doppelter Beziehung an einem glücklichen Ort. Wir beweisen durch die symbolische Nähe des Ortes des Potsdamer Abkommens, wie sehr wir uns auch gedanklich in der Nähe des Abkommens befinden. Es ist für uns eine große Verpflichtung zu helfen, daß der Weg des Friedens beschritten wird, den das Abkommen gewiesen hat.

Zum anderen kommen viele Besucher der Nationalen Gedenkstätte auch noch zu uns und umgekehrt. Es ist interessant zu beobachten, wie bei westdeutschen und Westberliner Besuchern die Abneigung oft von Raum zu Raum verschwindet.

Sind Sie mit der Besucherzahl zufrieden?

Ja! Aber mit dieser Antwort sind Sie wohl nicht zufrieden. Vom März bis Mitte Juni hatten wir 20 000 Besucher. Wir können also mit Freude sagen, daß wir zu den gutbesuchten Museen der Republik zählen.

An dieser Stelle möchte ich noch an die Adresse unserer Soldaten und Offiziere sagen: Vielleicht gibt es zu Hause eine alte Zeitung oder ein Flugblatt, auch aus der Zeit nach 1945 — es ist bei uns doch besser aufgehoben als in irgendeiner Schublade.

Vielleicht auch noch an dieser Stelle unsere Öffnungszeiten: Wir haben mittwochs, sonnabends und sonntags von 10 bis 17 Uhr geöffnet.

Das Museum besitzt bisher eine Abteilung für die Zeit vom Mittelalter bis 1945 und eine zweite für die Zeit danach. Ist für die Zukunft weiteres zu erwarten?

Wir wollen in diesem Jahr noch zwei weitere Abteilungen eröffnen. In der einen werden wir die Entwicklung der Waffen und der Taktik zeigen. Die andere ist der Waffenbrüderschaft zwischen den sozialistischen Armeen gewidmet. Wir werden darin die Entwicklung jeder sozialistischen Armee und ihre Verbindung zur Nationalen Volksarmee veranschaulichen.

Genosse Bartz, Sie haben als Funktionär der Arbeiterbewegung ein bewegtes Leben hinter sich. Wie fühlen Sie sich als Museums„direktor"?

Früher habe ich wohl an einen Museums„direktor" am allerwenigsten gedacht, aber jetzt liebe ich meine Arbeit. Wenn man das Wort Museum hört, denkt man zuerst an Abgeschiedenheit, auch an verstaubte Dinge. Aber das gehört in unserer Republik der Vergangenheit an wie alles Verstaubte.

AM SPIESS

Rekorde und Wunder, Wunder und Rekorde — das ist das Bonner Elixier, was die Aufmerksamkeit der einfachen Leute schwach und die Brieftaschen der Manager dick machen soll. Man führt Dauertanzrekorde und fährt Opel-Rekorde, man besitzt die geringste Bescheidenheit und die meisten Nazis, man, man . . . man ist eben ein Wunderland durch und durch.

In diesem Zug der Zeit marschiert auch eine Zeitung, die sich „Soldat im Volk" nennt und in ihrem Kopf vorgibt, etwas mit Fortschritt zu tun zu haben. Auch ein Wunder! Denn wann jemals haben die Militaristen etwas mit dem Fortschritt im Sinn gehabt?

Dieses „Organ des Verbandes deutscher Soldaten" besitzt noch immer die größten Feldherrn aller Zeiten und die besten Soldaten der Welt, und Monat für Monat vollbringt es das Wunder — wem wundert es —, aus den größten Niederlagen verlorene Siege zu machen. Jetzt hat einer dieser Wundertäter uns, genauer gesagt unserem Armee-Museum, einige Wunden geschlagen, und die wollen wir vor Ihnen, liebe Leser, nicht verbergen.

> *Wenn Steine noch einen Funken Leben in sich haben, — und wie könnte sonst der Künstler sein Werk aus ihm wecken? — so müßten die Marmor-Säulen Knobelsdorffs, die man einst aus seinen Kolonnaden in das Palais am Heiligen See in Potsdam einbaute, als es Friedrich Wilhelm II., der Nachfolger des Alten Fritz, schuf und das die ganze Reihe der großen preußischen Baumeister am Werk sah, von dem Leid, das man ihnen heute antut, innerlich zerspringen.*

Auch dieser Satz ist ein Wunder. Man kann ihn einmal, man kann ihn zweimal lesen, und hat ihn immer noch nicht verstanden. Der Wundertäter, das muß man angesichts dieses verzopften Stils neidlos zugestehen, hat sich um die Jahrhundertwende mit Erfolg den Podex auf einem preußischen Gymnasium wundgesessen.

Kein Wunder ist es wohl dagegen, daß der Schreiber, da er ja zur Gilde der alten und kalten Krieger gehört, auch mit der Logik auf Kriegsfuß steht. Die Säulen haben es sich, wie er eingesteht, bis auf den heutigen Tag noch überlegt, innerlich zu zerspringen. Hat man ihnen etwa gar kein Leid zugefügt? Oder aber haben sie vielleicht gar kein Leben in sich? Entweder, oder? Was meint er denn, der Gute?

Doch weiter in der Offenbarung.

> *Im heutigen Potsdam, also am Ausgangsort höchster soldatischer Ereignisse, beginnt fortan die Tradition mit den Spartakusaufständen in Mitteldeutschland, den Hetzen zum Munitionsarbeiterstreik im Kriege: Bela Kuhn ist der Held, die Freikorpsführer sind „Banditen"*

Auch dieser Satz ist bemerkenswert — wir meinen nicht die mangelhaften Geschichtskenntnisse; immerhin kamen ja die Kämpfe in Thüringen und Sachsen nach dem Munitionsarbeiterstreik — der Satz ist vielmehr deshalb so wichtig, weil er eine wunderbare Gabe des Wundertäters offenbart. Er sieht im Armee-Museum, was vor und auch nach ihm noch niemand gesehen hat — nämlich Bela Kuhn. Wer nimmt es da schon krumm, daß er dafür, sozusagen als Ausgleich für dieses Wunder, an anderer Stelle mit Blindheit geschlagen ist. Denn die Traditionen unserer Armee, die im Museum gezeigt werden, gehen immerhin schon ein paar Jährchen vor 1917 los. Da wird zum Beispiel das Schwert Thomas Münzers gezeigt, und der Mann soll ja schon vor . . . aber werfen wir dem „Soldat im Volk" nicht die fehlende Kenntnis von Daten und Ereignissen vor, wo er doch eine erstaunliche, für einen von den Soldatenverbänden sogar wunderbare Kenntnis der Zusammenhänge besitzt, nämlich die von „Potsdam, als Ausgangspunkt höchster soldatischer Ereignisse". In der Tat! In Potsdam ist mit der Ausarbeitung und Verwirklichung des Potsdamer Abkommens für den Osten Deutschlands eine soldatische Tradition ausgegangen, nämlich die der Leute vom „Soldat im Volk".

> *Museale Belegstücke für diese „Wahrheiten" sind folgende gefeierte Requisiten:*
>
> *Ein wassergekühltes MG aus dem ersten Weltkrieg, das man in einen Keller eingemauert, jahrzehntelang verborgen gehalten und woraus man in den „Spartakus-Aufständen" auf die Freikorps geschossen hatte, ein russischer T 34 und eine Mig 15.*

Wieder diese bewunderungswürdige seherische Gabe. Von den Freikorps wird im Museum ein Flugblatt gezeigt, in dem es heißt: „Schlagt ihre Führer tot! Tötet Liebknecht!" Diese Sprache ist so eindeutig, daß man sich das Wort „Bandit" schenken konnte. Aber all das übersieht unser Wundertäter mit schlafwandlerischer Sicherheit. Dafür entdeckt er einen T 34 und eine Mig 15, wonach sich jeder Besucher die Augen vergeblich aus dem Kopfe schauen kann.

Der Gute erspäht dann schließlich noch ein Zitat, das bisher nicht einmal der Museumsleiter gesehen hat, findet dafür aber jenen umfangreichen Teil nicht, der von der Aggressivität des Hitlerfaschismus und der Bundeswehr zeugt. Er entdeckt nicht einmal — und das ist geradezu ein wunderbarer Grad von Bescheidenheit — jene Presseerzeugnisse vom Schlage seines „Soldat im Volk". Und gerade zu diesem Teil der Ausstellung paßt doch seine eigene Frage:

> *Kann die Perversität, Lüge und daher alle Krankheit unserer Tage besser und schlagender in ihren Ursprüngen gezeigt werden als in diesem „Armee-Museum" der „Deutschen Demokratischen Republik"?*

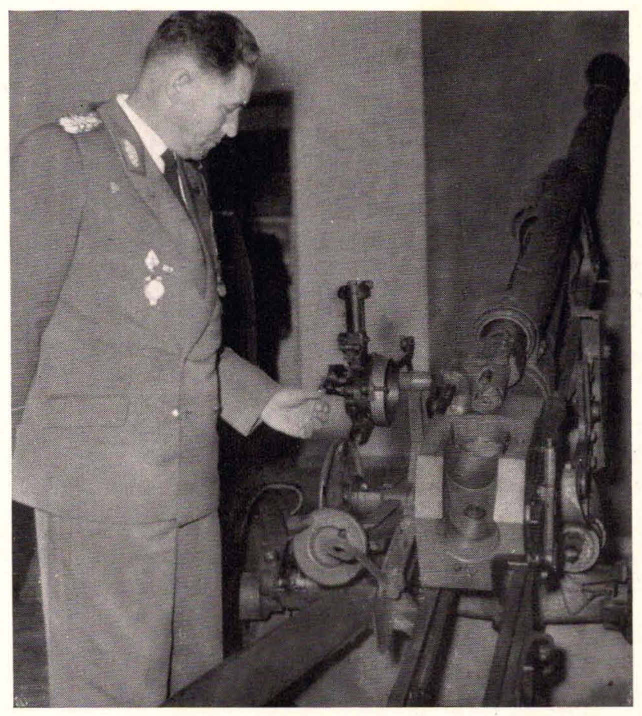
Ein besseres Urteil für ihre Arbeit hätten die Mitarbeiter des Armee-Museums wohl nicht bekommen können, als mit diesem Artikel, der übrigens unter der Dachzeile: „Am Spieß" abgedruckt wurde. „Am Spieß!" Auch das ist eine wunderbare Selbsterkenntnis. Denn wer so verdreht, fälscht und lügt, muß sich wirklich am Spieß fühlen.

P. S. Jemand meint, all das sei nicht wunderbar, sondern jedes Wunders bar. Was in diesem Artikel geschehen ist, mache die Westpresse Tag für Tag. Und darauf konnte ich ihm nicht mal eine Antwort geben.

-th



▲ Im Potsdamer Marmor-Palais hat das Armee-Museum seine Heimstatt gefunden. An diesem Bau, der sich in unmittelbarer Nachbarschaft zum Ort der Potsdamer Konferenz, dem Schloß Cäcilienhof, befindet, haben so berühmte Architekten wie Knobelsdorff, Langhans und Krüger mitgearbeitet.



▶ Der Minister für Nationale Verteidigung, Armeegeneral Hoffmann, der das Museum anläßlich des diesjährigen Tages der Nationalen Volksarmee in Anwesenheit zahlreicher in- und ausländischer Gäste eröffnete, bei einem ersten Rundgang durch die Räume des Museums.

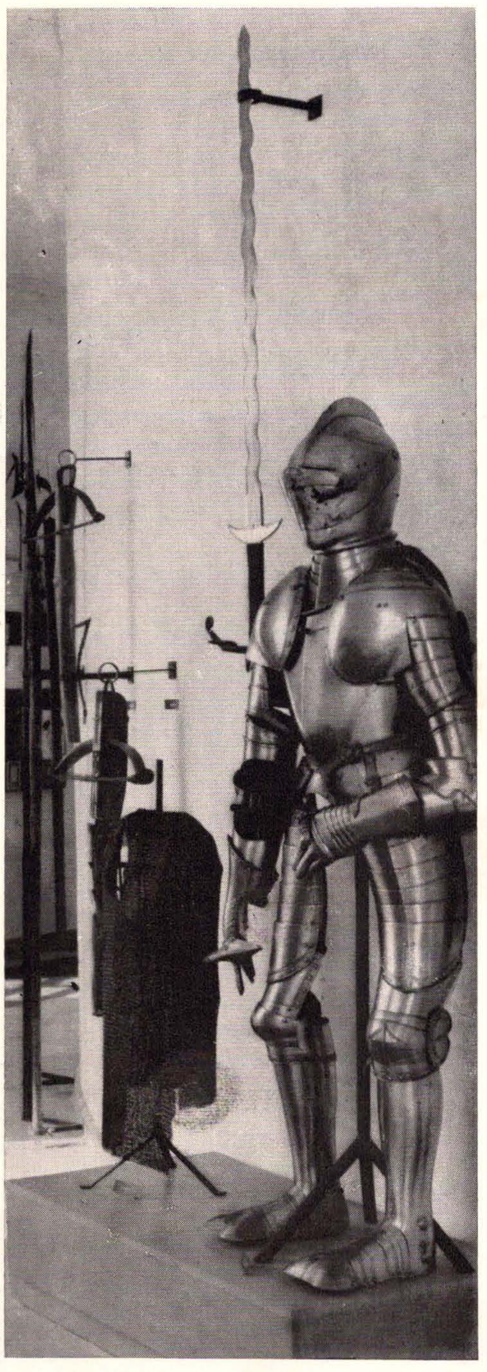


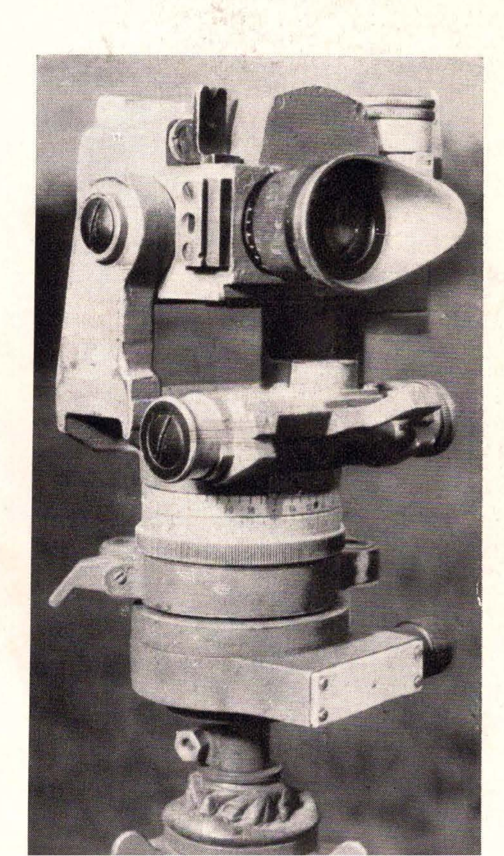
Bild rechts außen:

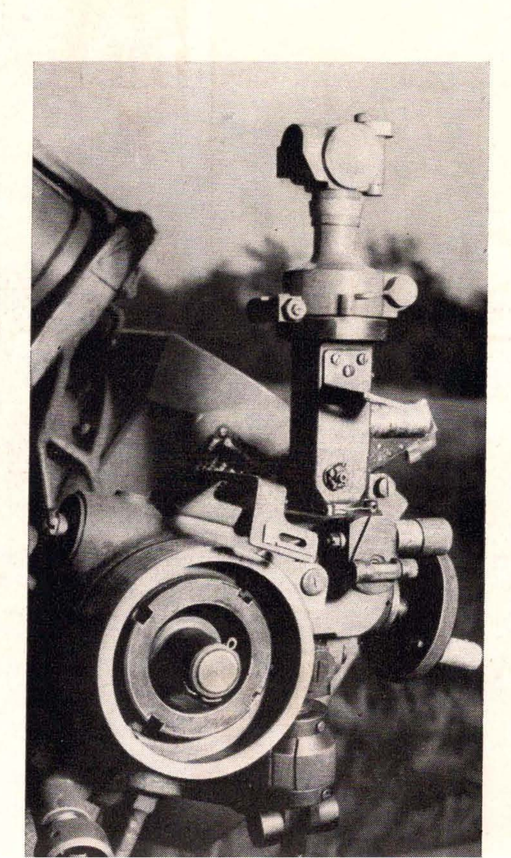
Waffen aus der Zeit des Großen Deutschen Bauernkrieges sieht der Besucher zu Beginn des Rundgangs. Bereits hier erkennt er, daß eine der wichtigsten Ursachen früherer Niederlagen des Volkes darin bestand, daß es wesentlich schlechter bewaffnet war als seine Unterdrücker.



▶ Eine Plastik Nationalpreisträgers Fritz Cremer aus der Buchenwald-Gruppe, Zeitungen des Nationalkomitees „Freies Deutschland", die Partisanenuniform des Museumsleiters, Oberst Bartz, und anderes beweist, daß die deutsche Arbeiterklasse zu keiner Stunde den Kampf gegen den Faschismus aufgegeben hat.

Schwere Koffer im Rohr

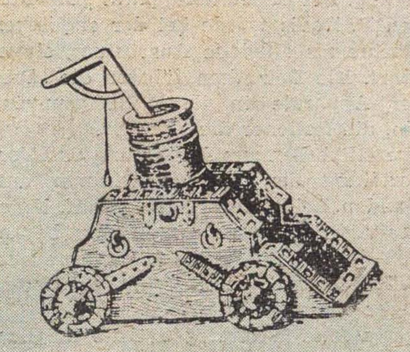


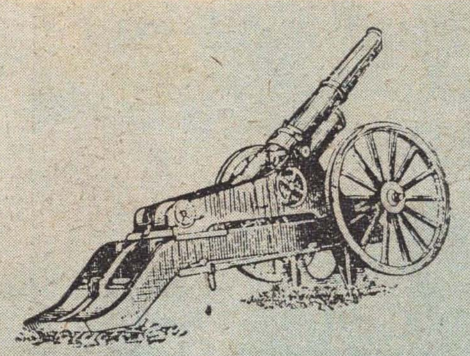


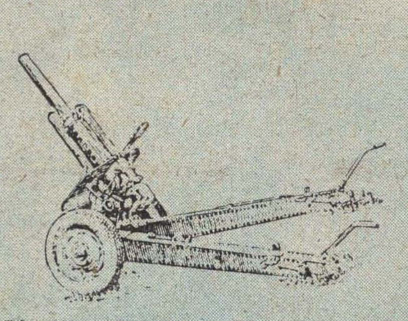
FOTOS: ERNST GEBAUER
TEXT:
HAUPTMANN UHLIG

Die wichtigsten optischen Geräte einer Batterie sind der Richtkreis und das Rundblickfernrohr. Der Richtkreis (außen) ist in der Feuerstellung unentbehrlich. Er dient zum Einrichten der Geschütze in Grundrichtung und zum Vermessen. Er besitzt eine Magnetnadel und eine 60-00-Strich-Einteilung. (Ein Grad des Vollkreises ist in 16,67 Strich unterteilt. Die Umrechnung erfolgt, indem Grad mal 100 durch 6 genommen wird.) Mit dem Richtkreis können Winkel mit 0-01 Strich Genauigkeit und Entfernung gemessen werden.

Das Rundblickfernrohr, das auf dem Richtaufsatz sitzt, dient zum genauen Richten der Haubitze. Mit ihm können ebenfalls Winkel mit einer Genauigkeit von 0-01 Strich gemessen werden. Mittels des drehbaren Fernrohrkopfes kann die Haubitze direkt nach vorn oder auch nach rückwärts — durch Anrichten eines Festlegepunktes — auf das Ziel eingerichtet werden.


Mörser des 17. Jahrhunderts. Er wurde mit Dreieck und Lot gerichtet.


Französische Feldhaubitze 1904. Sie trägt noch die Merkmale der Artillerie des 19. Jahrhunderts.


Die 122-mm-Haubitze, die im 2. Weltkrieg ihre Bewährungsprobe bestand.

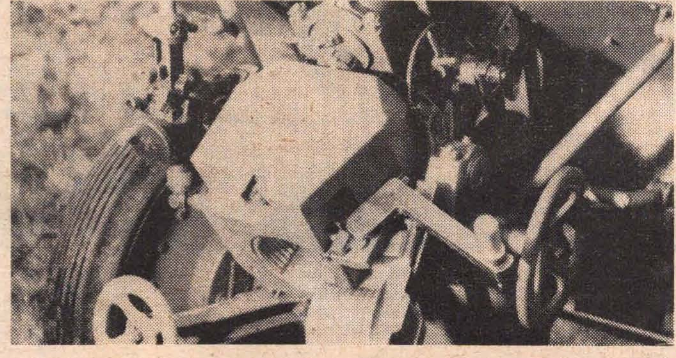
Kanone oder Haubitze — das ist hier die Frage. Welche von beiden genießt das Vorrecht in der Artilleriebewaffnung? Es ist erwiesen: Kanonen und Haubitzen sind die bei der Artillerie am meisten verwendeten Geschützarten. Rein äußerlich unterscheiden sie sich dadurch, daß Kanonen ein langes schlankes Rohr und Haubitzen ein relativ kurzes, gedrungenes Rohr besitzen. Während es mit der Kanone nur möglich ist, in der unteren Winkelgruppe zu schließen, d. h. bis zu einem Erhöhungswinkel von etwa 40 Grad, kann mit der Haubitze sowohl in der unteren als auch in der oberen Winkelgruppe geschossen werden. Die 122-mm-Haubitze, Baujahr 1938, die wir heute vorstellen, hat z. B. ein Höhenrichtfeld von — 3 Grad bis + 63 Grad, 30 Minuten. Daraus ergibt sich, daß die Haubitzen im Gefecht sehr vielseitig eingesetzt werden können.

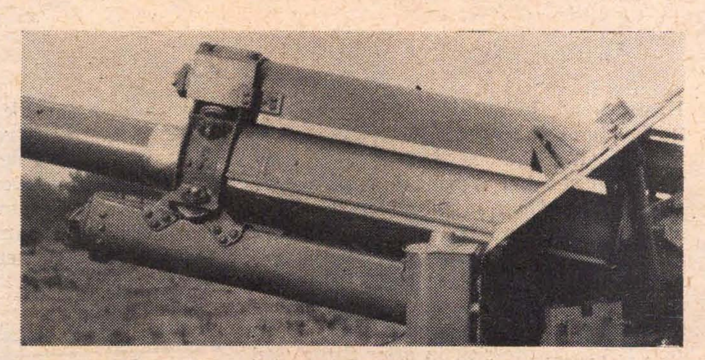
Ganz besonders trifft das für die hier gezeigte, in der Artillerie der Nationalen Volksarmee eingesetzte 122-mm-Haubitze 38 zu. Das heißt aber nicht, daß deshalb Kanonen zum alten Eisen gehören. Weit gefehlt! Nur soll heute die Haubitze mehr in den Vordergrund gerückt werden.

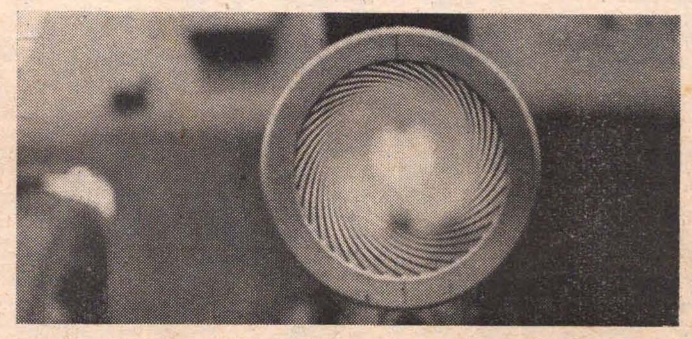
Mit der 122-mm-Haubitze kann man bis auf eine Entfernung von 11 800 Metern schießen. Die Schußfolge pro Minute liegt bei fünf bis sechs Granaten, d. h., alle 10 Sekunden kann eine Granate abgefeuert werden.

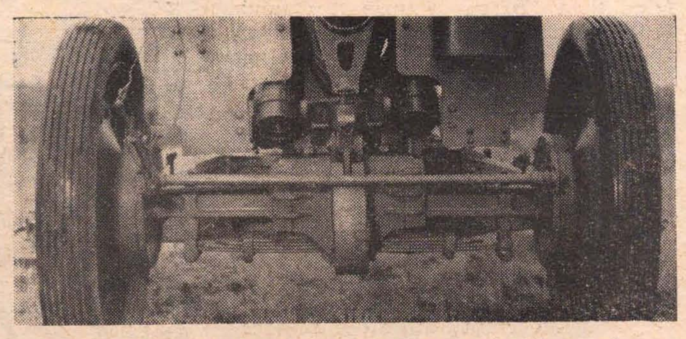
Die wichtigste Granatart ist die Splittersprenggranate. Außerdem werden Hohlladungsgranaten, Nebel- und Leuchtgranaten verschossen. Mit Splittersprenggranaten werden lebende Kräfte und Feuermittel in Deckungen und außerhalb von Deckungen bekämpft, Feldverteidigungsanlagen zerstört und Gassen in Minenfelder und -sperren geschossen. Mit Hohlladungsgranaten geht es den gegnerischen Panzern zu Leibe, denn aus der Haubitze gefeuert, durchschlägt die Hohlladungsgranate bei einem Auftreffwinkel von 90 Grad 200 mm Panzerstahl. Mit Nebelgranaten wird der Gegner „geblendet", während logischerweise mit Leuchtgranaten das Gefechtsfeld beleuchtet wird.

Die 122-mm-Haubitze unserer Nationalen Volksarmee stellt, wenn sie von gutausgebildeten Kanonieren bedient wird, eine große Feuerkraft dar und kann alle Gefechtshandlungen der Mot.-Schützen und Panzer wirkungsvoll unterstützen.


Der Verschluß der Haubitze ist ein Schraubkolbenverschluß. Er dient zur festen Verriegelung der hinteren Rohröffnung, zum Abfeuern und zum Auswerfen der Kartuschhülse. Im Verschluß sind folgende Teile eingearbeitet: Die Schlageinrichtung, die Sicherungseinrichtung, die Verriegelungseinrichtung, die Auswerfereinrichtung, der Kartuschhalter.


Die Teile über und unter dem Rohr sind die Rohrbremse (unten) und der Luftvorholer. Zusammen bilden sie die Rohrrücklauf-Einrichtung. Die in der Rohrbremse befindliche Bremsflüssigkeit bremst den Rohrrücklauf ab. Die durch den Rücklauf im Luftvorholer zusammengedrückte Luft bringt das Rohr wieder in die vordere Stellung.


Das Rohr der Haubitze, das aus dem Seelen- und Mantelrohr sowie dem Verschlußstück besteht, hat 36 Züge. Auf dem Bild sind Züge und Felder deutlich zu erkennen. Die Züge sind 1,01 mm tief in das Rohr eingeschnitten. Beim Abschuß werden die Führungsringe der Granate in die Züge gepreßt, wodurch das Geschoß seine Drehung erhält.


Das Fahrwerk ermöglicht es, mit der Haubitze Geschwindigkeiten bis zu 50 km/h zu fahren. Zum Fahrwerk gehören die Achse, Federung und Räder mit Bremstrommeln. Durch das Spreizen der Holme wird vor dem Schießen die Federung ausgeschaltet; es wird die Schießachse hergestellt. Im Mannschaftszug wird das Geschütz durch Seilzug gebremst.



Froschmann beim Aussteigen aus dem Kleinst-U-Boot unter Wasser. Das Fahrzeug hat einen Elektromotor, Armaturen und Steuerorgane für die horizontale und vertikale Bewegung.

Froschmänner und Kleinst-U-Boote

Hinreichend bekannt sind die großen Schlachten des ersten und zweiten Weltkrieges. Wer hat noch nichts von der Tankschlacht bei Cambrai gehört, wer kennt nicht die Namen Hartmannsweiler Kopf, Verdun, Lüttich? Wem sind Begriffe wie Kursker Bogen, Stalingrad, Dukla-Paß unbekannt? Wohl kaum jemanden! Wer aber weiß von den Kämpfen der „Unterwasserarmeen", von den Dramen, die sich in aller Stille und Abgeschiedenheit in den Fluten der Ozeane abspielten? Jahre nach dem ersten Weltkrieg erfuhr man aus Büchern vom Einsatz schwerer Taucher, die von U-Booten oder auch anderen Schiffen ausgesetzt wurden, um in feindlichen Häfen Transporter und Kriegsschiffe in die Luft zu sprengen. Das Buch von Davis (1926) „Deep diving and submarine operation" („Tieftauchen und Unterwasseroperationen") bringt solche Episoden. Unbemerkt schlichen sich die Taucher in die feindlichen Häfen ein. Sie verließen zu jeder Tageszeit durch Spezialschächte im Unterwasserteil ihre Schiffe. Unbemerkt und ruhig schwammen die Froschmänner zum angegebenen Ziel, brachten pneumatische, Magnet- oder andere Minen mit Spätzünder am Schiffe des Feindes an und kehrten ungesehen zu ihren Unterwasserbasen zurück. Kurz danach erbebte der Hafen durch furchtbare Detonationen, und ein Feindschiff nach dem anderen sank in die Tiefe. Der größte Erfolg der Froschmänner zu jener Zeit war die Versenkung der Königin der Kriegsschiffe, der „Queen Elisabeth". Mehr und mehr vervollkommnete man die Kampfschwimmerei. Technik und Ausrüstung erfuhren eine stete Verbesserung. Der Sauerstoffapparat „Oksilite" von R. Davis wurde bei der englischen Marine als offizielle Ausrüstung eingeführt. Die Deutschen führten die „Dräger"-Apparate in ihrer Kriegsmarine ein, die Italiener die „Pirelli".

Spezialschulen zur Ausbildung und Vorbereitung der Kampfschwimmer entstanden, Leichttaucher traten auf. Unter der Anleitung von Spezialisten begannen die Unterwasserkämpfer eine ausgedehnte und verschiedenartige praktische Tätigkeit unter Wasser.

Der zweite Weltkrieg bot die Möglichkeit zur vollen Entfaltung der Unterwasserkriegstechnik. Vorher vorbereitete und gut geschulte „Unterwasserarmeen" gaben sich Treffen auf „Neptuns Territorium". In der Periode von 1941 bis 1944 publizierte die internationale Presse zum ersten Male Informationen über die „lebenden Torpedos", und 10 bis 15 Jahre später erfuhren wir über die Unterwasserdiversanten von Gibraltar. Außer dem Krieg an Land wurde also auch ein anderer, unsichtbarer und stiller Krieg unter Wasser geführt. Der Beispiele gibt es viele. Allein oder zu zweit, in einem Kleinst-U-Boot sitzend, fuhren die Kampfschwimmer ins Gefecht.

Das U-Boot oder bemannte Torpedo besitzt starke Elektromotoren, die durch Silber-Zink-Akkumulatoren gespeist werden. Mit einer Geschwindigkeit von nicht weniger als 6 bis 9 Knoten in der Stunde legt es große Strecken zurück. Nachdem die Kampfschwimmer Erkun-



Die „Unterwasserarmee", wie sie der Karikaturist sieht.

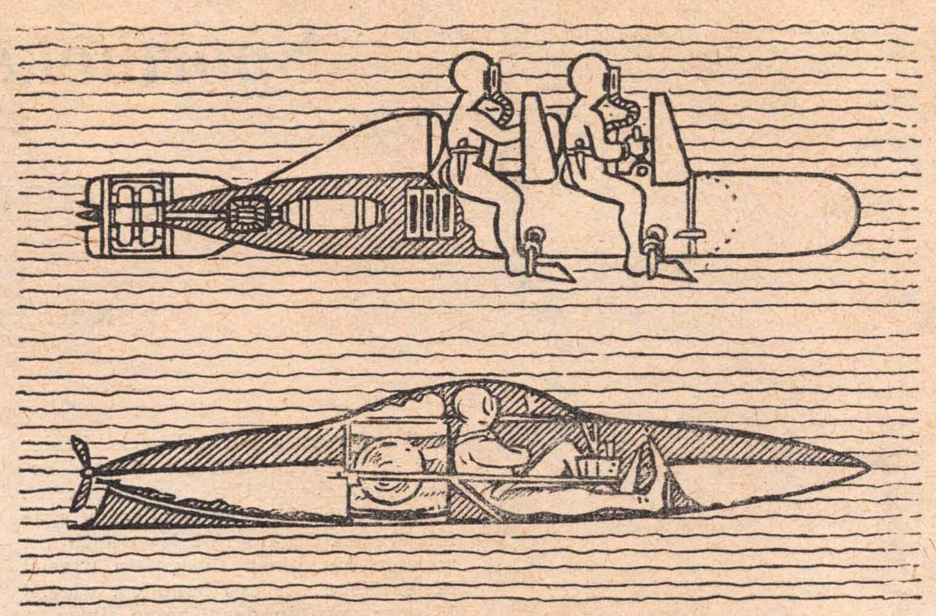
dungen, Verminungen oder Torpedierungen ausgeführt hatten, kehrten sie zu ihren Basen zurück. Sie waren tief im Hinterland des Feindes, um seine Stärke und Technik auszukundschaften. Mit den kleinen Unterwasserkameras nahmen sie sowohl die Wasserbasen und -ausrüstungen als auch die Einrichtungen über Wasser auf, schlugen für die eigenen Unterseeboote Breschen in die Unterwassersperren und kehrten wieder zurück. Speziell geschulte Kampfschwimmer wurden als Leichttaucher tief in den Rücken des Feindes geschickt. Ihre Entsendung geschah entweder in der klassischen Weise — das Unterseeboot setzte sie in der Nähe des Ufers in 20 bis 30 Meter Tiefe aus — oder sie sprangen in der Nähe der Küste mit Fallschirmen aus dem Flugzeug. Bei den Landeoperationen des zweiten Weltkrieges, im Stillen Ozean z. B., waren Froschmänner sehr aktiv tätig. In Unterwasseranzüge gekleidet, mit Atmungsgeräten auf dem Rücken, Maske und Schwimmflossen sprangen sie mit Fallschirmen ins Meer und stiegen unbemerkt an der feindlichen Küste aus dem Wasser. Sie bereiteten den Platz für die Landung vor, sicherten ihn und nahmen dann noch aktiv am allgemeinen Angriff teil.

Sowjetische Leichttaucher vereitelten z. B. viele Unterwasserangriffe des Feindes, entminten und entschärften Hunderte von Minen. Schon weit vor der Küste begegneten oder erwarteten sie die feindlichen Schwimmer und bekämpften sie im Handgemenge. Dann waren die Abgründe Zeugen unbeschreiblicher Dramen. Das waren Minuten harter und mitleidloser Kämpfe auf Leben und Tod. Sie durchschnitten einander die Schläuche der Atemgeräte, und der Dolch entschied über den Ausgang des Kampfes.

Die reiche Erfahrung im letzten Kriege und die Entwicklung der Technik deckten große Perspektiven für die Leichttaucherei auf. Die derzeitige Unterwasserausrüstung der Schwimmer erlaubt die vielfältigsten Beobachtungen und Erkundungen der unterseeischen Einrichtungen bis zu 40 Metern Tiefe. Ausgerüstet mit den Atmungsgeräten „Podwodnik 1", „Kusto-Ganjan", „Delphin" und ihnen ähnlichen, können die Kampfschwimmer mehr als 90 Minuten unter Wasser verbringen, wobei sie verschiedene Atmungsgase ausnützen. Die moderne Unterwasserkleidung schützt den Körper des Schwimmers nicht nur gegen das kalte Wasser und Verletzungen. Sie erlaubt auch ein längeres Stehen unter Wasser. Gleichzeitig mit dem automatischen Atmungsgerät verbunden, schützt sie auch vor den Ausstrahlungen eventueller Atomexplosionen.

Heute hat sich der Aktionsradius für die Unterwasserkämpfer durch moderne Unterwasserfahrzeuge, wie Kleinst-U-Boote, bemannte Torpedos und Unterwasserflugzeuge bedeutend vergrößert. Vollkommen automatisiert, mit Elektromotoren ausgerüstet, sind sie für eine schnelle Beweglichkeit der Schwimmer unter Wasser vorausbestimmt. Dank zweier gegenläufiger Schrauben entwickeln sie eine hohe Geschwindigkeit. Mittels spezieller Armaturen, ähnlich denen im Flugzeug, können sich die Unterwasserpiloten in den drei Dimensionen unter Wasser bewegen. Dadurch, daß die Elektromotoren und die Sauerstoffgeräte nicht dauernd Bläschen aufsteigen lassen, sind sie sehr schwer festzustellen. Auch können die Kleinst-U-Boote und Torpedos zwei bis drei Schwimmer mitziehen. So eine Kampfgruppe kann viel ausrichten. Sie kann Aufnahmen machen, Minen transportieren und legen, Telefon- und Telegrafenkabel durchschneiden, in die Unterwassersperren Breschen schlagen und noch viele andere Aufgaben mit verschiedenen Zielen und Bestimmungen ausführen. Doch auch diese Unterseeboote oder Torpedos haben ihre Gegenwaffe gefunden. Das wachsame Auge und Ohr der Radar- und hydroakustischen Geräte, Ultraschallecholote u. a. lassen es nicht zu, daß die „Taschen-Unterseeboote" unbemerkt in die Küstengewässer oder in das Hafengebiet einschleichen. Wachschiffe und Flugzeuge sind bald zur Stelle und werfen Wasserbomben. Wie schnell ein Froschmann unschädlich gemacht werden kann, bewies das Beispiel des englischen Spions Crabb, der 1956 die sowjetischen Kreuzer „Swerdlow" und „Ordshonikidse" bei ihrem Englandbesuch auskundschaften wollte.

Aus dem Bulgarischen bearbeitet von K. Erhart



Oben: Schema eines bemannten Torpedos (Aufsitztorpedo für 2 Mann); Darunter: Schema eines Kleinst-U-Bootes.

Zeichnungen: Busche



Leichter Taucher beim Einstieg ins Wasser.

Sportbekanntschaft mit der »Luft«

VON KLAUS WEIDT

Wie bunte Blumen fielen die Fallschirmsportler unserer Luftstreitkräfte vom Himmel.

Ja, wer die Wahl hat...
Ich hatte sie und somit auch die „Qual". Fast 30 Veranstaltungen in drei Tagen. Würden Sie da gleich das Richtige herausfinden? Da waren ja die Einwohner der Rosenstadt Forst zu bewundern. Sie bewältigten das Mammutprogramm des Zentralen Sportfestes der Luftstreitkräfte und Luftverteidigung mit Bravour und — dem Fahrrad. Sie radelten von einer Veranstaltung zur anderen und ließen sich nichts entgehen.

Und ich kam da mit der Bahn an und glaubte, alles per pedes bewältigen zu können. Ich muß die „Luft" unterschätzt haben. Sie übertraf sich mit ihrem Sportfest selbst.

So blieb mir die „Qual", zu wählen.

*

Meine erste Bekanntschaft schloß ich in der Luft. Mit einer jungen Dame. Sie saß neben mir am Fenster der IL-14 und freute sich unbändig, daß ihr das Glück beschieden war, einen Rundflug über Forst und Umgebung mitzuerleben. Kostenlos sogar. Ihr Geheimnis? „Wir haben in der Schule Aufsätze geschrieben über das beginnende Sportfest der Soldaten", verriet sie mir. „Die Besten bekamen als Auszeichnung Flugkarten. Und stellen Sie sich vor, da war ich darunter."

Die junge Dame hieß Ute. Nach ihrem Alter habe ich sie nicht gefragt. Ich schätze sie etwa auf 12 Jahre. Leider war ich „abgemeldet", als der uns betreuende Genosse, Unterleutnant Fessel, in ihrer Nähe war. Ihn bombardierte sie mit Fragen. Ob unsere Flieger auch mit anderen Maschinen fliegen, in wieviel Meter Höhe wir uns befinden, wieviel Männer vorn in der Kabine sitzen... Ich konnte nur noch schnell notieren, daß die Besatzung der IL-14 aus zwei Flugzeugführern, einem Bordmechaniker, einem Navigator und einem Funker besteht, jedes Triebwerk über 1900 PS verfügt, das Flugzeug bei 150 km/h sich vom Boden löst und... Da setzte die Maschine auch schon wieder auf und rollte aus.

*

Obwohl ich schon zwei Stunden vor der großen Flugschau in Neu-Sacro ankam, war ich nicht mehr der einzige, der einen jungen, sehr schnell bekannt gewordenen Armeesportler kennenlernen wollte. Rundfunk, Tagespresse und viele Forster drängten sich immer wieder um ihn, dem es sichtlich unangenehm war, in den Mittelpunkt des Interesses gestellt zu werden. Denn Oberfeldwebel Rakowski vom ASK Cottbus ist es mehr gewohnt, stundenlang allein in seinem Segelflugzeug „Libelle" unter den Wolken entlang zu schweben, als Hunderte von Fragen zu beantworten. Doch die Gold C mit drei Diamanten, diese höchste internationale Auszeichnung, verpflichtet. Und so durfte Horst nicht müde werden, immer wieder zu erzählen, wieviel Kilometer Startüberhöhung, Zielstreckenflug und freier Streckenflug nötig waren, um das alles zu erreichen.

In der GST hatte der heute 24jährige Segelflieger mit dem Modellbau angefangen. Bei den Luftstreitkräften unserer Volksarmee konnte er Flugzeugmechaniker werden. Als Anfang vergangenen Jahres die Sportmannschaft Segelflug im Armeesportklub Cottbus gegründet wurde, war er mit von der Partie.

So fragten ihn die Umstehenden aus: „Wieviel Starts haben Sie?" „Etwa 1100." „Welche Deutschen Rekorde halten Sie?" „Den Zielstreckenflugrekord über 520 km und mit Feldwebel Nolte im doppelsitzigen Flugzeug die Bestleistung im Zielstreckenflug mit Rückkehr über 399 km." „Was muß ein Segelflieger alles beachten?"

Ersparen Sie mir, die ausführliche fachgerechte Antwort auf die letzte Frage wiederzugeben. Es hagelte nur so von Spezialausdrücken wie harter Flugstil, Sonnenthermik, Bärten, Wolkenthermik.



Oberfeldwebel Horst Rakowski (ASK Cottbus) ist einer der erfolgreichsten Segelflieger.



Der militärische Mehrkampf begeistert alle. Auch die Bergung eines Verwundeten unter Schutzmaske gehört zu dieser Disziplin.

Um 16.00 Uhr wurden die Segelflugzeuge startklar gemacht. Zur großen Flugschau. Motorschlepper vom Typ „Trener“ brachten sie auf etwa 800 m Höhe. Und als die Leuchtkugel in den Himmel stieg, zeigten die Genossen Nolte, Rakowski und Karisch ein Kunstflugprogramm, das die Zuschauer mit Beifall auf offener Szene quittierten: Loopings im Verband, Sturzflüge, Kehrkurven. Ihr Programm war jedoch nur ein kleines Steinchen in dem großen Mosaik der Darbietungen. Anfangs versuchte ich noch all das Dargebotene in meinem Notizbuch aufzuschreiben. Da gab es Verbandsflüge, Kunstflugstaffeln, Fallschirmspringen mit und ohne Verzögerung, Hubschrauber-Landemanöver und vieles mehr. Als ich bei „zehntens“ angekommen war, hörte ich auf und klappte das Heft zu.

Zwei Stunden lang vermochten unsere Flieger die über 10 000 Zuschauer bei Neu-Sacro zu begeistern. Als das Ballonrammen den Schlußpunkt unter die Flugschau setzte, wären die meisten am liebsten noch dageblieben. „Mann, das war die Wucht. Jetzt müßte es erst richtig losgehen!“, kommentierte ein Steppke neben mir.

*

„Ich war bisher der Meinung, Soldaten denken nur immer an Krieg.“ Die Frau, die das sagte, kannte Soldaten und Offiziere bis zu diesem Zeitpunkt nur von der Bundeswehr her. Sie war aus Westdeutschland zu den Rosengartenfestspielen nach Forst gekommen und sah hier das Erich-Weinert-Ensemble, das nach der Eröffnung des Sportfestes sang, spielte und tanzte. Ihre Verwunderung stieg ins Grenzenlose, als unsere Soldaten „sogar“ Lieder von Mozart vortrugen. Später sah ich dieselbe Frau noch einmal beim Großen Frühkonzert des Musikkorps aus Cottbus im herrlichen Forster Rosengarten. Andächtig lauschte sie den Darbietungen.

Ich glaube gewiß, daß sie mit vielen guten Eindrücken in die Bundesrepublik zurückgefahren ist.

*

Übrigens traf ich Ute wieder. In Begleitung eines jungen Herrn namens Wolfgang. Beide konnten im Stadion der Einheit von Generalleutnant Keßler persönlich den Pokal des Kommandos der Luftstreitkräfte in Empfang nehmen. Freudestrahlend natürlich.



Anerkennung den Siegern. Generalleutnant Keßler gratuliert den Genossen selbst.

Und der Grund?

„Unsere ‚Fünfte‘ war die Beste gewesen“, sprudelte der 14jährige Wolfgang Knobelsdorf noch ganz aufgeregt heraus. Um es Ihnen ganz eindeutig wiederzugeben: Die V. Oberschule in Forst ist bei den Volkssporttagen als Sieger hervorgegangen. „Die Handballspiele haben wir alle gewonnen, und im Staffellauf waren wir auch unter den Ersten.“

Wer denn das alles organisiert habe, wollte ich wissen. „Die Soldaten! Sie waren Schiedsrichter und leiteten zugleich an. Es war einfach eine prima Sache.“

Begeistert erzählte Wolfgang von den Genossen der Nationalen Volksarmee. Sie müssen einen großen Eindruck auf ihn gemacht haben. Als ich ihn nach seinen Plänen fragte, sagte er: „Ich möchte das ‚Abi‘ machen und dann zur Armee gehen. Man kann ja dort auch Ingenieur werden.“

Als der Sonntag zur Neige ging, brannten mir die Sohlen unter den Füßen. Versuchen Sie einmal 13 Meisterschaften, ein zweitägiges Internationales Kunst- und Turmspringen, eine Flugschau, Musikkonzerte und Fußballvergleiche zu besuchen und abends dann noch tanzen zu gehen. Auf drei Tanzflächen möglichst zugleich.

Dann werden Sie mit mir der gleichen Meinung sein: Wer die Wahl hat ... (siehe oben).

Fotos: MBD

Was halten Sie von Maskottchen?

„Nichts!“

„Na, ja — warum eigentlich nicht?“

„... was für Halbstarke!“

„Offen — nein. Aber im Portemonnaie...?“

„Paßt nicht zur Uniform!“

„Jeder soll nach seiner Fasson selig werden.“

„... einfach verbieten!“

„Mitunter kann es inneren Halt geben.“

„Lachhaft!“

„Lieschen-Müller-Horizont!“

„... gehört zum modernen Menschen!“

Gestatten Sie mir, ein offenherziges Geständnis vorwegzuschicken.

Als ich noch in der Redaktion saß und mir den Kopf über diese Umfrage zerbrach, hätte ich nie geglaubt, daß die Antworten derart vielgestaltig und vielschichtig ausfallen würden. Ich nahm an, es werde bejahende und verneinende Meinungen geben, viel mehr jedoch sei nicht drin. Irrtum. Es war mehr drin, viel mehr sogar.

Maskottchen, Talismane, Glücksbringer, Amulette — was halten die Soldaten davon?

„Nichts!“, wenn man den Worten des *Fliegers Klaus-Dieter Rosenau (19)* glauben darf. *Matrose Helmut Bennemann (18)* reicht ihm die Hand und erklärt gleichfalls: „Ich habe weder solch ein Dingsda noch wüßte ich, wozu das gut sein sollte.“

Ja, wozu wohl? — Fragen wir mal jemanden, der ein Maskottchen besitzt.

Funker Klaus Pflug (18) trägt es an einem silbernen Kettchen. Ein Medaillon mit dem Bild seiner Verlobten. „Es ist ein Geschenk von ihr. Das Medaillon selbst ist schon sehr alt. Ihre Mutter hat es dem Vater geschenkt, als er in den Krieg mußte. Fünf Jahre war er an der Front, aber nie ist ihm etwas Ernsthaftes passiert. Einmal war er leicht verwundet. Ursel, meine Verlobte, hat es sich geben lassen, ihr Bild hineingemacht und mir verehrt, als ich zur Armee ging und wir uns das erstemal für längere Zeit trennten. Seitdem trage ich es immer, Tag und Nacht. Schließlich soll es auch mir Glück bringen.“

Unterwachtmeister Küster (21) erhielt einen „Mäcki“ von IHR. „Aber daran glauben? — Nein!“ Bei dem *Gefreiten Dittmann (22)* ist es ähnlich. Er meint dazu: „Man möchte doch das Mädel nicht kränken. So habe ich's angenommen, trage es allerdings nur im Portemonnaie.“ (Von wegen der Kontrolle, die SIE ausübt?)

Nun muß sich natürlich nicht hinter jedem unbedeutenden Maskottchen tiefster Aberglaube verbergen. „Es ist eben augenblicklich modern“, erklärt *Anke Bruhn (17)* aus Rostock. „Wenn auch“, wie *Kanonier Karl Baumann (19)* treffend ergänzt, „nicht gerade schön, speziell für einen Mann.“ „Es ist beschämend, wenn derlei Sachen zur Uniform getragen werden“, opponiert *Stabsgefreiter Horst Alczewski (20)*. „Die Genossen, die sich so eine Blechkette um den Hals hängen, machen sich doch in der Öffentlichkeit nur lächerlich. Das ist in meinen Augen kein Soldat mehr, sondern eine Schießbudenfigur.“

„Einfach verbieten!“, fordert kategorisch *Unteroffizier Werner Heinemann (25)*. Mir scheint allerdings, daß damit die Frage noch nicht gelöst ist. Wichtiger ist auf jeden Fall, die Maskottchen-Talisman-Marotte nicht allein von Hals und Handgelenk verschwinden zu lassen, sondern in erster Linie aus den Köpfen. Es wird dazu notwendig sein, den Geschmack unserer Genossen im sozialistischen Sinne zu bilden, sie kulturell zu erziehen, ihren Blick zu schärfen, auf daß sie Echtes von Unechtem, Falschem und Verlogenem unterscheiden lernen.

„Im Kopf sauber“, so nannte Stefan Heym vor Jahren ein Bändchen mit Reportagen und Kommentaren, das in Berlin herauskam. Ein treffendes Bild, das zu zitieren mir hier durchaus am Platze erscheint. Vor allem, wenn wir uns jener Seite der Diskussion zuwenden, die der Funker Klaus Pflug charakterisiert hat — das Maskottchen als „Glücksbringer“.

Das Wort hat *Kanonier Frank Marquardt (21)*: „Nach der Ansicht des Genossen Pflug hat also ein Stück Metall den Vater seiner Verlobten sicher und wohlbehalten aus den Gefahren und Schrecknissen des Krieges nach Hause gebracht! Mir erscheint es kaum vorstellbar, daß junge Menschen in unserem Staat heute noch so etwas glauben, auf solche Ammenmärchen noch hineinfallen und ein totes Stück Metall, das nicht denken, nicht handeln, nicht fühlen kann, mit dem der Besitzer machen kann, was er will, das er wegwerfen, zerschmelzen, zerschlagen, zerstören kann — kurzum, daß daraus Genossen unserer Armee heute noch einen Fetisch machen, den sie anbeten. Wie unser Leben eingerichtet ist, was wir tun müssen, um es besser und schöner zu machen, wie unsere Zukunft aussieht und ob es Krieg gibt oder nicht — das alles hängt doch von uns selbst ab, von unserem Willen, unserer Arbeit, unserem Können und unserem Einsatz. Da hilft uns ‚kein höh'res Wesen, kein Gott, kein Kaiser noch Tribun‘, wie es in der ‚Internationale‘, dem Kampfgesang der Arbeiter aller Länder, heißt. Und erst recht kein Talisman oder Maskottchen!“

*

„An manchen Dingen ist aber trotzdem etwas Wahres“, behauptet *Soldat Eberhard Wagner (18)* steif und fest. Er nennt ein Beispiel: „Wenn man einen Spiegel zerbricht, das bringt Unglück.“

„Lachhaft!“, protestiert *Unterwachtmeister Manfred Brüdowski (21)*. „Ich weiß zwar nicht, wo diese Meinung herkommt, sondern nur, daß mir noch nie etwas zugestoßen ist, wenn ich einen Spiegel zertöppert habe. Und das genügt mir.“

Woher diese Ansicht kommt?

Das ist zu erklären: In der Urgesellschaft konnte sich der Mensch nicht vorstellen, wie auf einem ruhigen Wasser sein Spiegelbild entsteht. Er nahm an, er sehe seinen Doppelgänger, seinen „Geist“. Dieser Aberglaube erhielt sich über Jahrhunderte, er erhielt sich, als die Spiegel aufkamen, und wirkte sogar noch, als die Reflexionsgesetze längst bekannt waren. Die Menschen glaubten also, wenn ein Spiegel zerbricht, werde ihr Doppelgänger erschlagen und sie selbst würden auf Grund dessen gleichfalls Schaden erleiden.

Unsere aktuelle Umfrage

WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWOR-

„Und wie verhält es sich mit einer anderen Sache, mit Horoskopen und Sterndeutungen?“, fragt *Matrose Winfried Gerstner (20)*.

Maat Günter Podoll (20) weiß darauf nur zu sagen, daß er sein Sternbild nicht kenne und auch nicht an „solchen Humbug“ glaube. *Soldat Klaus-Dieter Scheer (18)* hält im Prinzip, wie er betont, auch nichts davon. „Allerdings, manche Horoskope stimmen. Das sind solche, die die Betreffenden für sich selbst stellen ließen. Die sind dann auf sie zugeschnitten wie ein erstklassiger Maßanzug.“

Gefreiter Martin Buske (19) sagt: „Meinem Sternbild nach bin ich ein ‚Löwe‘. Aber ich kann mir nicht vorstellen, daß das irgendwie mit meinem Charakter etwas zu tun haben sollte oder daß da bestimmte Tage für mich günstig oder ungünstig wären. Das ist alles nichts Reelles. Und wenn ich mal heirate, dann nicht eine Frau, die zu meinem Sternbild, sondern die zu mir paßt.“

Das ist ein Wort!

Übrigens äußerte sich auch ein leider namenlos gebliebener Schriftsteller des 16. Jahrhunderts schon damals mit folgenden Sätzen recht treffend über den astrologischen Aberglauben: „Welch himmelschreiende Dummheit der Menschen! Wenn wir Unglück im Leben haben, dann schreiben wir die Schuld daran der Sonne, dem Mond und den Sternen zu — so, als ob die Menschen gezwungen wären, böse und unvernünftig zu sein; Dummköpfe und Toren, weil es der Himmel so befiehlt; Schelme, Diebe und Verräter, weil es die Sterne so vorherbestimmt haben; Säufer, Lügner und Ehebrecher, weil sie sich dem Einfluß der Planeten unterordnen müssen — so, als ob uns der Himmel alle unsere Laster verliehen hätte! Was ist bequemer, als für alle seine niedrigen Eigenschaften die Sterne verantwortlich zu machen!“

Und — so muß man heute, auf Westdeutschland und Westberlin, auf die imperialistische Welt gemünzt, ergänzen — was ist bequemer, als die kapitalistische Ausbeutung und Unterdrückung, als imperialistische Kriege, Arbeitslosigkeit, Hunger, Leiden, Tränen und Elend der Konstellation der Sterne zuzuschreiben?

*

Flotte Rhythmen klingen durch den Saal. Irgendwo in Küstennähe vergnügen sich Matrosen unserer Volksmarine beim Tanz, halten ihre Mädchen im Arm und freuen sich der schwungvollen Musik. Da ertönt mitten in einer Tanzserie die leise Melodie eines bekannten Tangos — „La Paloma“. Und urplötzlich wandelt sich das Bild. Schlagartig leert sich die eben noch dicht besetzte Tanzfläche. Nur ein junger Obermatrose läßt sich nicht stören und tanzt weiter. Als er später wieder an seinen Tisch zurückkehrt, muß er sich manches unschöne Wort von seinen Genossen anhören. Man nennt ihn „Landei“ und „Küstenlicht“ und wirft ihm vor, daß er die besten „Traditionen“ der Seeleute verletzt und geschändet habe. „Denn ‚La Paloma‘ ist das international anerkannte Trauerlied für die auf See gebliebenen Matrosen. Danach tanzt man nicht, das ist unehrenhaft und eines echten Seemannes unwürdig“, erklärt *Stabsmatrose Klaus-Rüdiger Berndt (23).*

Ein Einzelfall?

Beileibe nicht. — Als auf dem Schiff Dembiany ein Bordfest gefeiert wurde, verließen bis auf einige Offiziere alle Genossen demonstrativ das Parkett, als der Schlager von der weißen Taube gespielt wurde.

Und andere Genossen sagen:

Matrose Karl-Heinz Maschke (19): Keiner tanzt dabei. Ich auch nicht. Schließlich will ich mich von den anderen Genossen nicht anöden lassen.“

Obermatrose Manfred Lautenschläger (21): „Man sollte den Kapellen verbieten, ‚La Paloma‘ auf dem Tanzsaal zu spielen!“

Jedoch gibt es auch andere, dem bisher Gesagten glatt ins Gesicht schlagende Ansichten. Drastisch bezeichnet *Unterleutnant Dieter Naumann (24)* das Ganze als „großen Quatsch“ und meint: „Viele geben nur an damit, um sich vor den Mädels als ‚alte Seebären‘ aufzuspielen.“ *Maat Hans Becker (22),* Bootsmann auf einem TS-Boot, ergänzt: „Obwohl ich noch nicht in die Verlegenheit gekommen bin — ich würde tanzen. Schon um den anderen Genossen zu zeigen, daß ihr Gehabe und Getue albern und kindisch ist.“

Nebenbei bemerkt gibt es die unmöglichsten Storys um das Lied von der weißen Taube. Während die einen erzählen, es sei zum erstenmal beim Untergang der spanischen Armada gespielt worden, nennen andere die Skagerrak-Schlacht als Beispiel, und dritte wollen wissen, daß es in einer südamerikanischen Hafenkneipe (!) zum Trauerlied geworden sei, als Polizei ausländische Seeleute überfiel und den größten Teil von ihnen erschoß — gerade in dem Moment, da man sich zu den Klängen von „La Paloma“ im Tanz wiegte.

„Es heißt oft, daß Seeleute abergläubisch sind“, erklärt *Korvettenkapitän Ernst Stöckel (34).* „Manche Genossen denken, sie müßten sich darauf einstellen, wenn sie zur Volksmarine kommen. Das Typische für Seeleute ist aber nicht der Aberglaube, sondern die Tatsache, daß sie zum Kern der Arbeiterklasse und deshalb seit Jahrhunderten zu den aktivsten Kämpfern gegen Ausbeutung und Unterdrückung gehören.

Typisch ist, daß Seeleute internationale Solidarität üben und in allen Teilen der Welt gegen das noch vorhandene Unrecht auftreten. Auf diese revolutionären Traditionen der Kronstädter und Kieler sowie der Matrosen der Volksmarinedivision müssen wir uns orientieren und nicht auf solche, die in Wahrheit gar keine sind und den Aberglauben verkörpern.“



Am Strand von Binz äußerte sich *Bärbel Schulze (19)* zur Maskottchen-Umfrage der „Armee-Rundschau“: „Mir könnte ein Mann, der solche Albernheiten trägt, nicht gefallen. All diese Ketten, Amulette, Maskottchen usw. sind meist kitschig bis zum äußersten. Es ist nichts Echtes, nichts von bleibendem Wert. Und deshalb würde ich meinem Freund auch nichts Derartiges schenken und von ihm verlangen, er solle es tragen.“ Foto: Gebauer

„Mir ist es ein Rätsel, woher dieser Spuk kommen soll“, staunt der *Schriftsteller Ludwig Turek,* selbst langjähriger Fahrensmann. „Ich kann mich nur entsinnen, daß das Lied früher an Bord viel gesungen wurde und auch zum festen Repertoire aller Seemannskneipen zwischen Hamburg, Frisco und Schanghai gehörte. Und natürlich wurde auch danach getanzt, ganz klar — und wie!“

Das sagt auch *Kapitän Ewald Block (71),* der 1905 als „Moses“ begann und noch mit einem Segelschiff um Kap Horn gefahren ist. In seiner urwüchsigen, aufrechten Art erzählt er: „Das is doch allens hanebüchener Unsinn. Ick bün mein Leben lang auf allen Weltmeeren gefohrn. Mir hat weder der Klabautermann was getan noch irgend son annerer Spök. Dat mit dem ‚La Paloma‘ is nix anners als Aberglaube. Wenn wir an Bord gesungen haben, denn is ja man woll klar, daß nich getanzt wurde. Mit wem soll man da ook tanzen? Es is ja gor kiener da, mit dem man tanzen kann. Und wenn wir im Hafen lagen und an Land gingen, na, denn wurde ook getanzt. Immer flott weg. Ob das Ding nu als Walzer oder als Tango gespült worden is. Also, ich für mein' Teil halte von dem ganzen Spök überhaupt nix.“

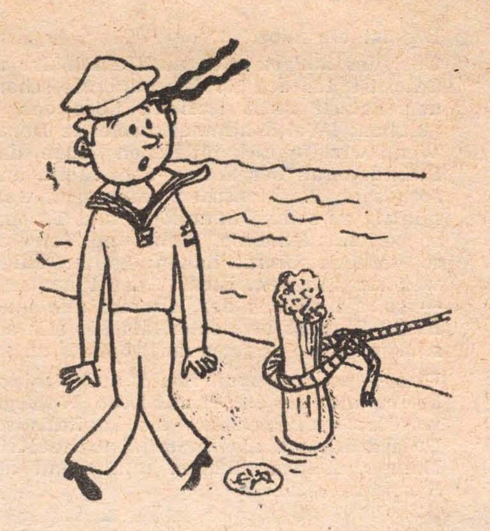
*

Dann also, liebe Leser und Freunde der aktuellen Umfrage, endgültig Schluß mit dem „Spök“! Aber wenn Sie noch gern etwas dazu sagen möchten oder nicht einverstanden sind mit dem, was hier gesagt wurde, dann schreiben Sie uns. Auch zu unserer nächsten Frage, die wir anläßlich der bevorstehenden Herbstentlassungen stellen: „Soldat — was nun?“ Bis dahin bin ich wie immer

Ihr K.-H. Freitag

Der verhexte Poller

VON MAAT TRODTFELD



Unsere Boote befanden sich in der Tromper Wieck. Dabei bekamen wir Maschinenschaden, der uns zwang, den Hafen anzulaufen.

An diesem Tage hatte ich Pech wie noch nie in meinem Leben. Alles ging quer! Erst trat ich auf einen Feuerlöscher, der die Brücke und die darauf befindlichen Genossen mit einer weißen, schneeigen Masse bespritzte, so daß sie Reißaus nahmen bis auf den Rudergänger, der treu und brav auf seinen bekleckerten Kompaß starrte. Am Nachmittag fiel ich unglücklich den Niedergang zum Signaldeck hinunter und zerbrach dabei eine große Korbflasche mit Farbverdünnung, die einen schönen hellen Fleck auf dem Oberdeck zurückließ.

Jeder kann sich vorstellen, wie froh ich war, als endlich das Molenfeuer vor uns auftauchte und wir uns dem Pier näherten — endlich Ruhe!

Ich erhielt den Befehl, die Achterleine zu übernehmen, und dabei passierte sie mir — die Sache mit dem verhexten Poller! Ein Genosse hatte mir mit gekonntem Schwung die Leine übergeben, und ich suchte verzweifelt nach einem passenden Poller. Aha, da stand einer! Flugs lief ich hin, aber o weh, das Auge der Leine war zu klein. (Auf die allgemein bekannte Weisheit, eine Schlinge zu machen, kam ich nicht!) Vielleicht geht es doch, dachte ich mir, legte die Leine rauf und drückte etwas nach. Der Kommandant gab ein Kommando, das Heck des Bootes drückte zurück — sst, fort war die Leine, rein ins Wasser. Ich senkte beschämt den Kopf. Das Anlegemanöver versaut! Erneut wurde mir die Leine übergeben. Und da — da entdeckte ich ihn, meinen Poller. Nicht zu groß oder zu klein für das Auge meiner Leine; schön rund, schön niedlich und mit Moos bewachsen. Der wird richtig sein — schwupp, das Auge rübergelegt, geschafft!

Ich wandte mich zum Gehen. Plötzlich ein unbändiges Gelächter auf dem Boot, ich fuhr herum, riß die Augen auf, klapperte ein paarmal mit den Lidern — nein, das war kein Trugbild! Tatsächlich, mein Poller bewegte sich langsam, aber sicher mit der Leine dem Wasser zu. Mit ein paar Sätzen war ich neben ihm und gab ihm einen mächtigen Fußtritt, worauf er vergnügt ins Wasser plumpste. Ich fluchte ellenlang. Mein Poller war ein Abgesägter, der vergessen dort herumstand.

Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen, sagt man, und wenn ich heute ein paar Genossen treffe, die dabei waren, dann zwinkern sie mir zu und frozzeln:

„Er ist noch da, dein Abgesägter ...“ „Ja“, sage ich dann grimmig, „macht ihn zu Brennholz — er hat's verdient!“

An Inge

KLEINE WELLEN NUR AM STRAND
VÖLLIG RUHIG IST DAS MEER.
AUF DEM FEINEN DÜNENSAND
STEHE ICH MIT DEM GEWEHR.

MEERESWIND SO FRISCH UND SANFT
KÜHLEND MEIN GESICHT UMFLIEGT.
EILE GRÜSSEND ÜBERS LAND
KÜSSE ZÄRTLICH DIE MICH LIEBT.

SCHRITT UM SCHRITT IM FEINEN SAND
GEHE ICH MIT DEM GEWEHR
STÄRKER FASST ES MEINE HAND.
FRIEDLICH RUHEN LAND UND MEER

JOSEF HICKL

Hol mal Deine große Schwester!

VON SOLDAT E. DRAEGER

Die Batterie hat eine Gefechtsübung im Gelände. Soldat Berg erhält den Auftrag, mit Schere und Feldfernsprecher sowie dem Einschaltgerät unweit eines Dorfes als Vorwarnposten zu fungieren. Wie er Stellung bezieht, kommen aus dem Dorf einige Junge Pioniere angelaufen und bestaunen die seltsamen Geräte. Langsam rücken sie immer näher, ihre anfängliche Schüchternheit überwindend.

„Onkel, was ist denn das?" fragt einer und weist auf den Feldfernsprecher.

„Das ist ein Feldtelefon."

„Und das, Onkel?"

„Das ist ein Scherenfernrohr, da kann man durchgucken und sieht alles ganz nahe."

„Oh, Onkel, dürfen wir mal?" betteln die Kinder. Soldat Berg läßt die Jungen einzeln herantreten. „Aber dann könnt ihr mir gleich helfen", sagt er und zieht einen zu sich. „Du, Kleiner, nimmst den Handapparat in die Hand und hörst, was da durchkommt. Wenn du etwas hörst, gibst du mir ein Zeichen." Er wendet sich zu einem anderen: „Wenn ich dann meinen Befehl erhalten habe, dann drückst du, Dicker, auf diesen Knopf hier. Wenn ich dann ein Zeichen gebe, läßt du den Knopf wieder los. Und ihr beide? Ihr werdet immer, wenn ich euch einen Punkt zeige, hinlaufen und auf dem Rückweg die Schritte bis hierher zählen. Dann wißt ihr alle gleich, was man als Soldat zu tun hat. Auch, wie schwer das Soldatenleben ist. Noch eins, wer hat eine große Schwester?" Ein Dreikäsehoch meldet sich stolz.

„Prima!" sagt Soldat Berg und reibt sich zufrieden die Hände. „Dann geh' mal gleich zu ihr hin und sage ihr, sie möchte bitte mal herkommen. Ich möchte mich mit ihr ein wenig unterhalten, damit ich es nicht zu langweilig habe während meiner Dienstdurchführung."

Wie von Furien gehetzt saust der Kleine ab. Eine Viertelstunde später steht er wieder vor dem Soldaten Berg. „Na, was ist? Kommt deine Schwester?"

„Nein", sagt der Kleine, „sie läßt bestellen, sie hilft eurem Koch beim Kartoffelschälen, damit du für deinen anstrengenden Dienst eine extra große Portion als Belohnung kriegst."

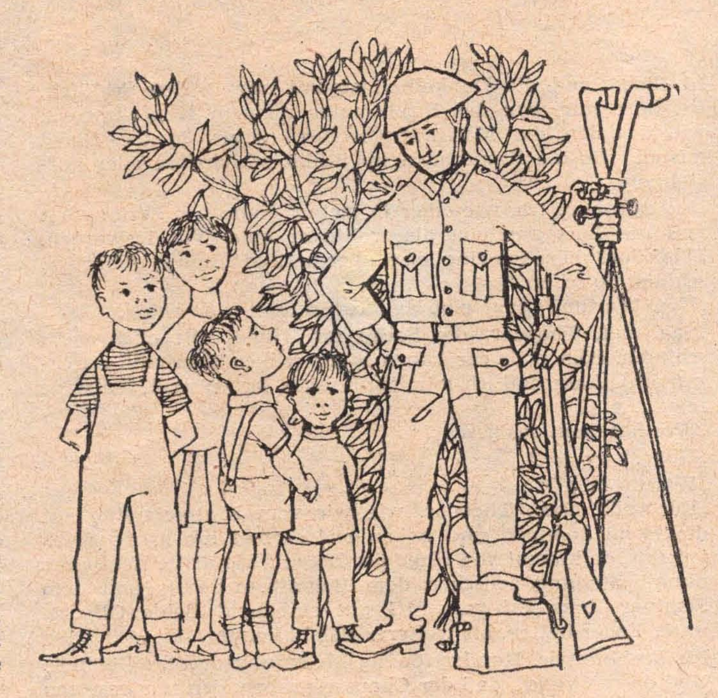


Illustration: Horst Bartsch

Aufregung

Unterleutnant zur See Friedlich ist gerade im Begriff, sich seiner Uniform zu entledigen, um am schönen Strand von Zinnowitz zu baden.

Er hat nur noch den weißen Sportdreß und die weiße Sporthose an und dazu die weiße Schirmmütze auf dem Kopf, als er von einer Dame angesprochen wird:

„Ach, entschultchense Herr Strandgorbwärter — genn se mir mal sachen, wo der Gorb zweenachtsch steht?"

Friedlich muß über den Irrtum der Dame lächeln und sagt höflich: „Nein, meine Dame, das kann ich nicht, den ..."

„Na, das iss ja heiter", braust die Dame auf, „Sie sinn wo auch e neier. Keiner will hier Bescheid wissen. Seit zwei Schtundn such ich schon mein Gorb! Zu was sind Sie denn da? Schließlich werden Sie mit meiner Kurtaxe bezahlt!"

„Aber meine Dame ...", Friedlich will den Irrtum klären, aber die Dame läßt ihn nicht zu Worte kommen. Schließlich benutzt er eine Atempause und fragt unvermittelt: „Können Sie mir sagen, wann der nächste Zug nach Zwickau fährt?"

Die Dame ist perplex. „Woher soll'n ich das wissen?" fragt sie ganz empört.

„Das müssen Sie doch wissen, Sie sind doch mit der Eisenbahn gekommen."

Die Dame wird hochrot vor Ärger und schimpft: „Nu gomm' Se mir auch noch dumm, ich bin doch kein Zuchschaffner — ich will mein Strandgorb!"

„Und ich bin kein Strandkorbwärter und will meine Ruhe!" entrüstet sich nun seinerseits Friedlich.

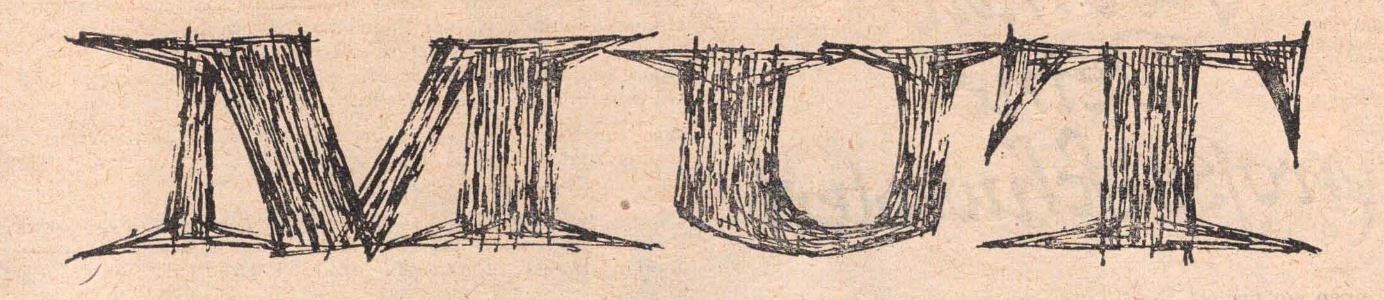
Darauf die Badedame: „Nu, was rächen Se sich denn dann uff — das geht Sie doch alles gar nischt an!"

Ladehemmung

Manöver.
Soldat Karl und Soldat Paul sitzen hinter dem Maschinengewehr und ballern aus allen Knopflöchern, was das Zeug hält.
Plötzlich Stille.
Ladehemmung.
Schloß auf. Schloß zu. Abdrücken. — Nichts.
Also noch mal.
Schloß auf. Schloß zu. Abdrücken. Nichts.
„Moment", sagt Paul zu Karl, „das wer mer glei ham."
Paul robbt vor bis an die Mündung. Das linke Auge kneift er zusammen, mit dem rechten Auge guckt er in den Lauf.
„Siehste was, Paul?" fragt Karl leise.
„Ich glowe, da glemmt was", antwortet Paul fachmännisch, und noch immer das Auge an der Mündung weist er Karl an: „Wenn ich sache jetzt — dann läßte mal ganz langsam zweeä gomm."

Kapitänleutnant Weder

Erich Weinert



Erzählung aus dem spanischen Bürgerkrieg

Ich liege, und die Dunkelheit summt mir in den Schläfen. Ich höre nur, wie das Stroh unter meinem Kopf knistert, wie draußen die Maschinengewehre nervös in die Nacht husten, wie die Kameraden im Schlaf schnarchen oder aufstöhnen.

Und nun höre ich, wie einer in meiner Nähe sich herumwirft und die Luft ausstößt, als wollte er eine Wut loswerden. „Theodor!" höre ich eine leise, aber heftige Stimme. „Theodor, schläfst du schon?"

„Nee. Warum?" sagt eine andere Stimme ganz ruhig.

„Sag mal, Theodor, die Sache mit Hugo läßt mich nicht schlafen. Sieh mal, wir haben nun wirklich allerhand durchgemacht. Aber daß ich mir heute sagen lassen muß, ich wäre feige..."

„Wer hat denn das gesagt?"

„Hugo."

„Warum feige?"

„Du weißt doch, Theodor, wie wir vom Kloster unten auf die Höhe kommen und haben auf einmal die ganze Stadt vor uns, da kommt von Hugo der Befehl: Die dritte Kompanie nimmt Stellung zwischen dem Betonturm rechts und dem Seminar links. Schwere MG gut einbauen! Beide Objekte unter Feuer halten, bis weiterer Befehl kommt.

Ich krabble vor. Hundertfünfzig Meter ungedecktes Gelände. Und da merke ich, daß der Chausseegraben, den wir besetzen sollten, von links und rechts unter MG-Feuer liegt. Und dann war es schon so hell, daß du Hasen schießen konntest. Ich schickte zum Bataillonschef. Unmöglich, bis da 'raufzukommen.

Jetzt hat doch meine ganze Kompanie gesehen, wie die Lage ist.

Ich sage: Befehl ist Befehl! Los, Jungens, bis an die Straße! Da sagt einer meiner Cabos: Hör mal, alles ganz schön und gut, aber der Chausseegraben liegt doch in der Schußlinie vom Betonturm. Da ist doch nicht die Spur von Deckung. Da gehn wir doch alle drauf.

Ich schicke wieder einen Melder zum Bataillonschef. Lasse sagen, er scheint über die Topographie schlecht unterrichtet zu sein. Ich denke nicht daran, meine Kompanie nutzlos zu opfern.

Da kommt Hugo selber an. Hat eine Wut im Bauch und brüllt mich an: Hast wohl Angst?

Mensch, das hat mich wie mit einem nassen Lappen in die Fresse gehauen. Du weißt, ich habe immer große Stücke auf Hugo gehalten. Der ist doch sonst so ein anständiger Junge. Ich sage: Hugo, du bist Bataillonskommandeur. Und Befehl ist Befehl. Aber du siehst doch, daß meine ganze Kompanie zum Teufel geht, wenn ich deinen Befehl ausführe.

Da hat er einen Augenblick dagestanden. Und ich habe gesagt: Bleibt der Befehl bestehen?

Da hat er sich umgedreht und hat gesagt: Warte weitere Befehle ab!

Aber in seinen Augen habe ich doch gesehen, was er sagen wollte. Feigling! wollte er sagen."

„Ich kann mir nicht denken, Hans, daß er das so gemeint hat."

„Aber ich hab doch gemerkt, was er sagen wollte."

„Wenn du noch lange so erzählst, schlaf ich ein, Hans. Was ist denn da so wichtig dabei?"

„Was da so wichtig dabei ist? Ich bin kein Feigling gewesen bei Carabanchel; ich bin kein Feigling gewesen am Jarama; ich bin kein Feigling gewesen bei Quinto. Und das ist nicht so wichtig, Theo?"

„Du nimmst die Sache zu tragisch, Hans. Es kann ja nicht jeder immer mutig sein."

„Mutig, sagst du? Was heißt denn mutig? Bist du denn immer mutig gewesen?"

„Wenn's drauf ankam, ja."

„Wenn's drauf ankam, Theo. Was heißt denn: wenn's drauf ankam?"

„Na also, wenn's nicht mehr anders ging, dann mußte man ja wohl 'ran!"

„Theo, du redest jetzt wie ein Musterschüler. Hast du niemals Bammel gehabt? Auch für deine Leute?"

„Hab ich auch gehabt."

„Nein, ich möchte das ganz genau wissen: Was hat das eigentlich für eine Bewandtnis mit dem sogenannten Heldenmut. Bloß ranspritzen, weil da irgendein Befehl kommt, und ganz genau wissen: schön, da geht eine ganze Heldenriege vor; aber die ist hundertfünfzig Meter weiter schon im Arsch? Ist das Heldenmut?"

„Aber wir brauchen doch Vorbilder, Hans!"

„Nee, da kann ich mit dir nicht übereinstimmen, Theo. Ich habe die Verpflichtung, meine Jungens zu schützen und auch mich, ja, auch mich, wenn ich sehe, der ganze Heldenmut steht in gar keinem Verhältnis zum Erfolg."

„Mensch, Hans, du theoretisierst wieder. Du bist ein richtiger Student, und ich glaube, du mußt dir erst mal abgewöhnen, zuviel zu denken."

„Ja, Theodor, dann können wir nicht mehr diskutieren. Wenn man schon nicht mehr denken soll, dann kann man ja auch bei den Faschisten mitmachen."

„Du mußt mich nicht mißverstehen, Hans! Natürlich soll man denken. Aber man soll auch nicht zuviel denken, dann denkt man schief."

„Wir denken noch viel zuwenig. Ich überlege mir die Sache noch einmal reichlich und geh' zu Hugo in den Stabsunterstand. Na, sage ich, Hugo, hast du dir den Graben da vorn mal richtig angeguckt? Uns hätten sie schön zusammengeknallt. Da sagt Hugo: Vielleicht hast du sogar recht. Aber, sage ich, dann mußt du auch deine Bemerkung von wegen Angst zurücknehmen! Da hat er bloß gelacht und hat sich umgedreht: Ach, mach kein Theater, Hans! Und ist ab. Daß es den Menschen immer so schwerfällt, ihr Unrecht einzusehen! Na schön. Aber der Feigling bleibt."

„Na ja, und was noch, Hans?"

„Eigentlich gar nichts mehr. Doch, Theo. Sag mal, du hast niemals Angst gehabt, wenn wir 'ranmußten?"

„Was heißt Angst?"

„Nun, daß dir das Herz im Nacken geklopft hat, und dein Kopf fing an zu zittern, und du konntest ihn nicht zur Ruhe

bringen, und den ganzen Bauch voll versetzter Winde, und die Pistole in der Hand schlackert, und du fängst an zu stottern ...“

„Ach nein.“

„Niemals?“

„Niemals.“

„Also, dann bin ich anscheinend doch ein Feigling. Jedesmal hab ich das durchgemacht. Mußt einen schönen Begriff von mir kriegen, Theo. Aber ich mußte es dir einmal sagen.“

„Red doch nicht so laut, Hans, verschiedene Kumpels schlafen vielleicht noch nicht, und dann heißt es morgen: der Hans ist wirklich einer.“

„Können sie nicht sagen, Theo. Denn ich war immer dabei. Und wenn ich noch so große Angst gehabt habe, ihr habt mir nie etwas angemerkt, oder doch?“

„Nee, Hans, du warst immer vorn. Und das höre ich heute das erstemal von dir, daß du mal Angst gehabt hast. Du warst doch mal im Brigadebefehl wegen Tapferkeit vor dem Feinde.“

„Ganz unter uns, Theo, damals, als ich die drei Gräben mit meinem Zug genommen hatte, hab ich den Durchfall gekriegt.“

„Also bist du doch einer, Hans!“

„Du lachst. Und dann hab ich mir eine Theorie zurechtgemacht. Vielleicht lachst du wieder. Aber lach nicht so laut, Theo. Was ist eigentlich Mut?“

„Du machst immer Theorien zurecht. Ich meine, Mut ist, wenn man keine Angst kennt.“

„Das ist eben ganz falsch. Ich meine, Mut ist, wenn man mit der Angst fertig wird.“

„Wer Angst hat, kann doch keinen Mut haben.“

„Doch, Theo. Je mehr einer Angst hat, um so mehr muß er Mut haben!“

„Du philosophierst ja, Hans. Das widerspricht sich doch.“

„Ja, es ist schwer, sich zu verstehen. Aber kannst du mal ruhig zuhören?“

„Na klar!“

„Sieh mal, von Natur aus hat jede Kreatur Todesangst. Jede Kreatur will um jeden Preis ihr Leben erhalten. Das gibst du zu, ja?“

(Fortsetzung auf Seite 450)

Illustration: Zimmermann



(Fortsetzung von Seite 449)

„Ja, wir sind doch aber keine Kreaturen; wir sind doch bewußte Kämpfer."
„Deshalb bleiben wir doch Kreaturen. Also die Kreatur will leben. Oder willst du nicht leben, Theo?"
„Natürlich, wollen mal so formulieren, wir wollen unser Leben mindestens nicht zwecklos opfern."
„Aha. Also wenn schon das Leben hingeben, dann für eine Sache, die sich lohnt. Und außerdem bist du ja auch verantwortlich, daß du das Leben deiner Kumpels nicht nutzlos opferst."
„Vollkommen richtig."
„Wenn die Sache es verlangt, mußt du dich natürlich opfern können. Dazu gehört, daß du mit deiner Todesangst fertig wirst."
„Du sprichst immer von Todesangst, Hans. So ein Wort gehört sich für uns einfach nicht..."
„Ihr müßt nicht lügen. Die Kumpels lügen nicht so. Sie haben oft erzählt, was es sie gekostet hat, im MG-Feuer vorzugehen. Und wenn sie es nicht gesagt haben, dann bloß aus dem Grunde, weil sie immer gehört haben, wer Angst hat, kann doch keinen Mut haben."
„Hans, mach doch nicht solche Spitzfindigkeiten!"
„Nein, Theo, das sind gar keine. Ich will dir ein paar Beispiele erzählen. Wir hatten da in der Kompanie einen Österreicher oder Schweizer, Fremdenlegionär gewesen, ein wilder Zigeuner. Mit dem hättest du solche Diskussionen, wie wir sie heute haben, gar nicht führen können. Der hätte in seiner grobschlächtigen Art gesagt: Scheiß auf Theorien! Schieß! Mehr brauchst du nicht. Der hatte immer so nihilistische Anwandlungen, die Welt mit ein paar Bomben umzukrempeln. War immer froh, wenn's draufging. Da war der in seinem Element. Ein Rebell, aber doch kein Revolutionär. Sein stehendes Wort war: Adelante, Jungens! So oder so krepieren, ist ja alles egal! Siehst du, ich habe mir oft gesagt, so ein Mann hätte ebensogut bei Franco sein können. Du weißt, wen ich meine, der bei Brunete gefallen ist."
„Du kannst doch über einen gefallenen Kameraden nicht so sprechen, Hans. Das war doch immerhin ein Kerl."
„Bestreit ich ja gar nicht, Theo."
„Wie kannst du denn aber annehmen, der hätte auch auf der anderen Seite sein können?"

„Verstehst mich immer noch nicht, Theo. Ich meine doch nur, bloße Draufgänger ohne politisches Gehirn kann es drüben genauso geben."
„Kann sein. Aber laß uns jetzt schlafen. Fünf Uhr dreißig ist Wecken."
„Jaja. Hör mal, Theo, ich wollte dir bloß das Gegenbeispiel erzählen. Kennst doch den kleinen Benno. Der Junge war wirklich mit seinen Nerven auf null Grad. Der hat mehr Angst gehabt als wir alle. Bei Alzera, du weißt, wo es so heiß herging, ging uns doch die Verbindung flöten. Wie ich zu ihm sage: Benno, Junge, du mußt da oben 'rüber; es hilft alles nichts!, da sah ich, wie sein Gesicht weiß wurde und wie seine Finger anfingen zu zappeln. Benno, sage ich, es ist wichtig, daß du lebendig bis da runter kommst an die Carretera nach Ribés. Da hängte Benno seinen Affen um und sagte: Ich werd's schon schaffen! Aber er war graugrün wie die Steppe. Und wie ich ihn über die bestrichene Höhe preschen sehe, denke ich: Lieber Junge, wenn du bloß gut durchkommst! Er ist ja durchgekommen, abgesehen von einem kleinen Steckschuß in der Schulter. Das war Mut, Theo! Das war um so mehr Mut, als der Kleine viel mehr Angst gehabt hat als wir. Später habe ich ihn im Spital besucht. Da sagte er: Weißt du, Hans, wie ich da oben in die MG-Garben komme, da denk ich, jetzt klappen dir die Knie zusammen. Und weißt du, was mich immer wieder hochgebracht hat? Ich hab mir immer gesagt: Unsere Genossen in den Gestapokellern müssen Schlimmeres durchmachen! Siehst du, Theo, wenn unser Mut daher kommt, dann ist er echt. Und nun verstehst du mich vielleicht besser."
„Ich verstehe dich, Hans."
„Aber immer wieder muß ich an die Redensart von Hugo denken."
„Nachts soll man nicht soviel denken. Da sieht alles schwarz aus. Schlaf jetzt!"



„Auf Jagdbomber … Feuer!"

FOTOS: ERNST GEBAUER · TEXT: ALFRED HAUBERT

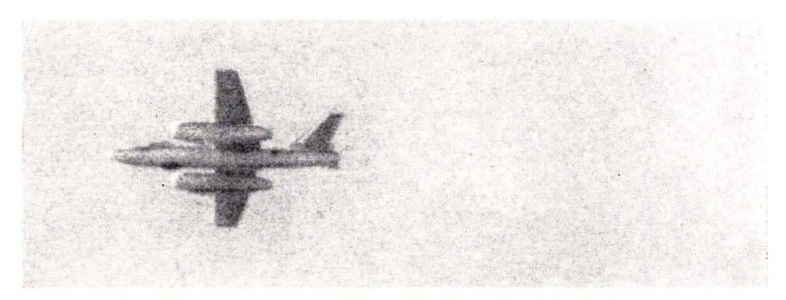
▲ Mit schmetterndem Knall hat die Granate das Rohr verlassen. Eine heiße Welle schlägt den Kanonieren entgegen. Staub wirbelt hoch. Schon greift der Ladekanonier nach der nächsten Granate, während die Richtkanoniere unablässig das Ziel begleiten.



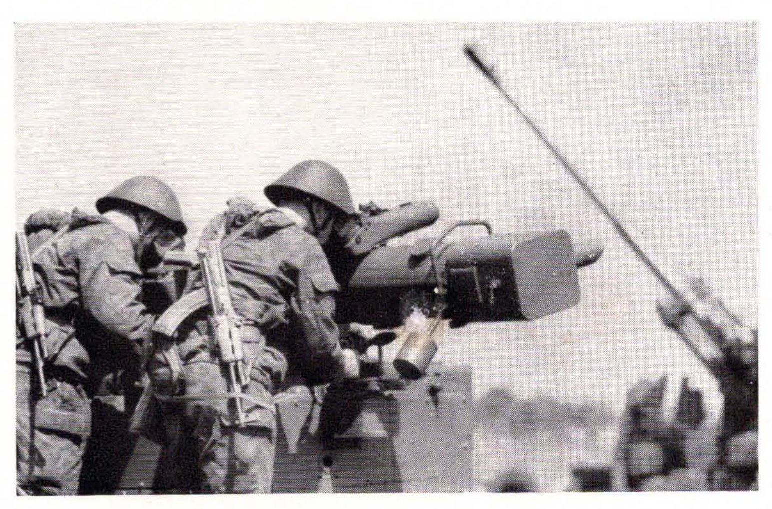
◄ Es sind gewichtige Sachen, die Gefreiter Schmiedel im Laufschritt zum Geschütz transportiert. Mehr als 30 Kilo wiegt eine solche Granatpatrone. Auch er, der Munitionskanonier, hat am Erfolg der Bedienung Junge großen Anteil.

Auf einem Schießplatz, irgendwo an der Ostseeküste der Republik. Weitab von Badeorten und Schiffahrtswegen haben Flakeinheiten des Truppenteils Hausdorf im Verlaufe einer taktischen Übung Feuerstellungen bezogen. Steil ragen die Geschützrohre in den wolkenlosen Himmel. Leise summend rotieren die Antennen der Funkmeßstationen. Sie suchen den Luftgegner. Nur wenige Schritte von den Geschützen entfernt halten sich die Kanoniere bereit, bei „Fliegeralarm!" sofort ihre Plätze einzunehmen. Das Warten zerrt an den Nerven, und die sengende Sonne macht es nicht erträglicher. Doch im Gefecht ist immer und gerade an solchen Tagen mit Angriff gegnerischer Flugzeuge zu rechnen. Das wissen die Kanoniere nur zu gut. Wenn man bedenkt, daß zum Beispiel ein moderner, in geringer Höhe angreifender Jagdbomber in einer einzigen Minute 12 bis 15 Kilometer und mehr zurücklegt, dann lernt man auch das Maß kennen, mit dem die Kanoniere messen. Hier entscheidet das Können des einzelnen über den Erfolg des gesamten Kollektivs. Denn nur wenn jeder Kanonier seine Funktion völlig beherrscht, wenn die Tätigkeiten schnell und exakt ineinandergreifen, kommen die Vorzüge der modernen Flakartillerie, ihre hohe Richt- und Feuergeschwindigkeit voll zur Geltung. Darum haben sich die Kanoniere auf dieses Gefechtsschießen gründlich vorbereitet, darum haben sie in den vorangegangenen Ausbildungsabschnitten eine hohe Qualifikation erworben, ohne die man zu einem Schießen mit scharfen Granaten nicht zugelassen werden kann. „Fliegeralarm!" — Die Kanoniere stürmen an die Geschütze.





So sieht die Teleoptik den Jagdbomber. Etwa 1000 m hinter dem Flugzeug, durch ein dünnes Stahlseil mit ihm verbunden, folgt der Luftsack. Ein Sicherheitsoffizier überprüft vor jedem Schuß, daß die Bedienung den Luftsack und nicht das Flugzeug anrichtet. Darüber hinaus sind bei einem Gefechtsschießen weitere umfangreiche Sicherheitsvorkehrungen getroffen.



Sie haben das Ziel bereits aufgefaßt, lange bevor es den Schußsektor erreicht. Beim Schießen einzelner Geschütze waren die Bedienungen der Kommandogeräte und der Funkmeßstationen diesmal nur mittelbar Beteiligte.

Glücklich über den Erfolg: Unteroffizier Junge (Mitte) und ein Teil seiner Bedienung. Der Geschützführer gilt bereits als Spezialist im Jagdbomberschießen. Schon als Richtkanonier holte er sich stets ein „Sehr gut".



Angestrengt suchen sie in der befohlenen Richtung das Ziel. Schon ist es aufgefaßt, liegt die erste Granate zum Laden bereit. Ununterbrochen kommen vom Kommandogerät die Entfernungsangaben. Rasend schnell nähert sich der Jagdbomber im direkten Anflug der Feuerstellung.

Da, etwa 1000 Meter hinter ihm, nur als winziger Schlauch zu erkennen, der Luftsack. Ihn halten die Richtkanoniere im Fadenkreuz. Grüne Rakete! Das Ziel ist im Schußsektor, die Sicherheit vorhanden. „Laden!" Ein tausendmal geübter Griff. „Auf Jagdbomber ..." Blitzschnell melden die Kanoniere die ausgeführten Tätigkeiten. — „Feuer!" — Augenblicke später folgt der ersten Granate die zweite, die dritte ... Eine Bedienung schießt, die anderen richten mit.

Sehr gut! Alle Sprengpunkte, die schwarzen Detonationswölkchen der Granaten, liegen in unmittelbarer Nähe des Luftsacks. Wäre er das gegnerische Flugzeug, bereits die Sprengwirkung der ersten Granate hätte es vernichtet. Während Unteroffizier Junge und seine Kanoniere sich glücklich lachend Schweiß und Staub aus dem Gesicht wischen, kurvt das Flugzeug zu einem neuen Anflug ein.

Als Zaungast wollte Wolfgang nicht
durch dieses Dasein wandeln,
denn hinterm Zaun lacht ein Gesicht,
das viel verspricht. – Jetzt handeln!

Bald blickt er (ohne Uniform)
ganz formlos auf die Formenwelt,
die ihm (da keine Übernorm)
hier ganz besonders gut gefällt.

So war das mit Wolfgang und

Die Zielansprache war nicht schwer
(Gelernt muß ja gelernt sein!)...
denn Wolfgang liebt nun einmal mehr
das Nah-... nicht das Entferntsein.

So robbte er soldatisch ran
(bald fand er keine Bande...)
und zeigt, was ein Soldat so kann:
zu Wasser und zu Lande.

Sie sagte, daß sie Petra hieße
(Sie war so lieb und nett und klein)
und fragte, ob er auch gut schieße...
(das soll bei der Armee so sein!)

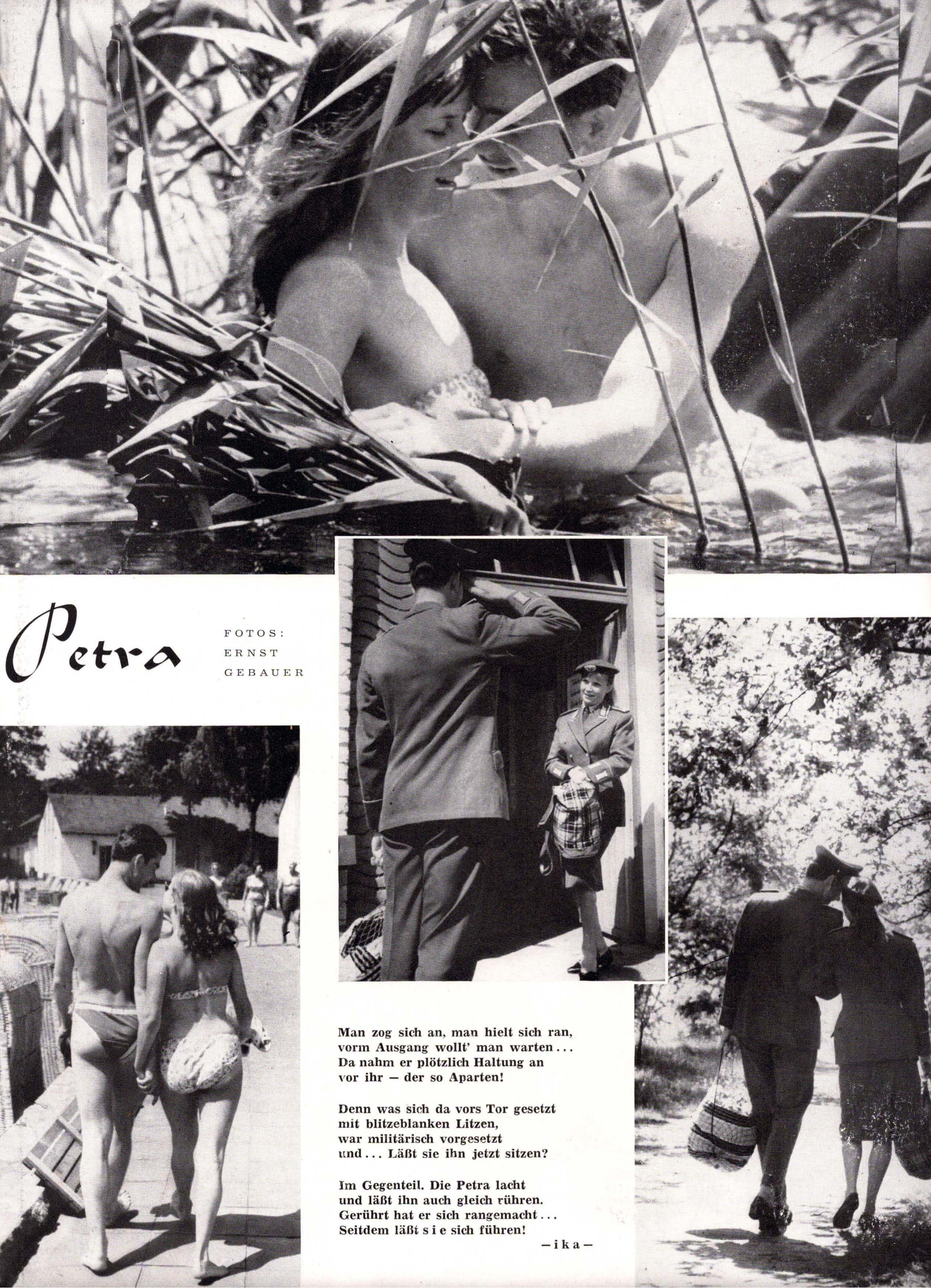
Man machte, was man eben macht,
wenn man verliebt und neu ist.
Man lachte, wie man eben lacht...
wenn auch das Schilf kein Heu ist!

Es soll sich auf den ersten Blick
zuweilen Liebe regen. –
Er fand sie klug, charmant und schick...
Sie hatte nichts dagegen.

Man kam am Strand schon überein.
zu zweit nach Haus zu gehen,
und mindest morgen abend schon
gemeinsam auszugehen.







Petra

FOTOS: ERNST GEBAUER

Man zog sich an, man hielt sich ran,
vorm Ausgang wollt' man warten...
Da nahm er plötzlich Haltung an
vor ihr — der so Aparten!

Denn was sich da vors Tor gesetzt
mit blitzeblanken Litzen,
war militärisch vorgesetzt
und... Läßt sie ihn jetzt sitzen?

Im Gegenteil. Die Petra lacht
und läßt ihn auch gleich rühren.
Gerührt hat er sich rangemacht...
Seitdem läßt s i e sich führen!

—ika—

Prora hatte sein großes Ereignis:

Unternehmen „Feuers

FOTOS: ERNST GEBAUER · TEXT: KARL HEINZ FREITAG

„Achtung! Achtung!

Wir rufen alle Besitzer von Motorrädern und Motorrollern. Am kommenden Sonntag ist es soweit: Auf Rügen rollt das Unternehmen ‚Feuerstuhl', veranstaltet von der Redaktion ‚Armee-Rundschau'"...

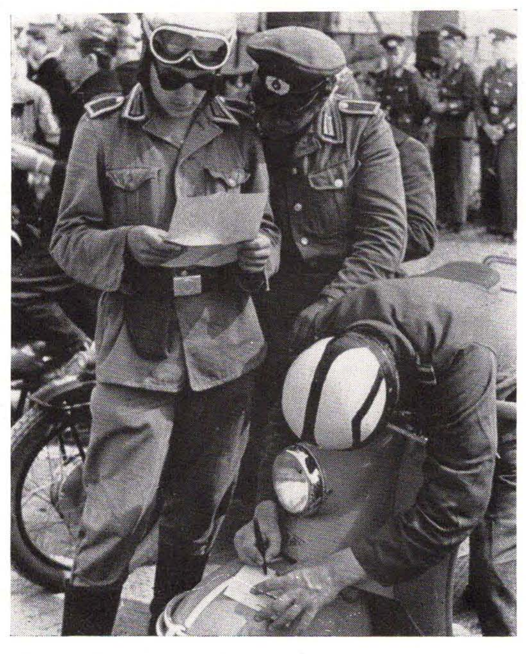
So tönte es aus den Lautsprechern der Rundfunkwagen, so stand es an den Wandzeitungen, so rief es von den Plakaten, so klang es aus den Tonanlagen der Kinos und der Objektfunks. Angekündigt war eine große Fahrt der Überraschungen — spannungsgeladen, interessant und reizvoll. Mehr wurde nicht verraten, alle Details blieben ein streng gehütetes Geheimnis der Organisatoren.

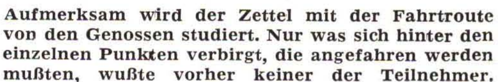
Bis zu besagtem Sonntag.

Und als kurz nach neun Uhr die Teilnehmer der Landstreitkräfte, der Volksmarine sowie der Deutschen Grenzpolizei an den Start gingen, wußten sie immer noch nicht, was sie an den zehn Punkten, die sie aufzusuchen hatten, erwartete. „Lassen Sie sich überraschen!", hatte man ihnen lediglich gesagt, nichts weiter sonst...

Und sie ließen sich überraschen. Von der geschickt getarnten Geschwindigkeitskontrolle beispielsweise. Oder von jenem Kampfrichter in Putbus, der sie anhielt und fragte, weshalb sie nicht dem mit einer Panne am Straßenrand liegenden Genossen ihre Hilfe angeboten hätten. Oder von dem Vorderradwechsel, den sie nach Zeit durchführen mußten. Oder, als sie hinter Binz urplötzlich aufgefordert wurden, am Berg anzuhalten und, ohne zurückzurollen bzw. die Maschine abzuwürgen, wieder anzufahren. Oder von dem Geschicklichkeitsturnier, das sie in Buhlitz zu absolvieren hatten.

Eine Überraschung jagte die andere, brachte diesen in Verlegenheit und wurde von jenem mit Bravour gemeistert. „Mir hat's jedenfalls riesigen Spaß gemacht, auch wenn ich mit meinen 64 Strafpunkten nur Vorletzter geworden bin", meinte Soldat Erhard Schwarck hinterher. Mit einem weinenden und einem lachenden Auge zwar, doch: „Ich hab' eine ganze Menge gelernt dabei, und das ist viel wert." Das treffendste Wort jedoch sprachen die Stabsmatrosen Klaus Karge und Werner Gaing: „Einen besseren Sonntagvormittag hätten wir nicht erleben können!"





Aufmerksam wird der Zettel mit der Fahrtroute von den Genossen studiert. Nur was sich hinter den einzelnen Punkten verbirgt, die angefahren werden mußten, wußte vorher keiner der Teilnehmer.



Der Schreck, den manche Genossen bekamen, als sie diese Wippe sahen, war nicht gering, und mancher hätte dieses Hindernis am liebsten ausgelassen, brauchte er doch in seiner bisherigen Fahrerlaufbahn keine derartigen Geschicklichkeitsprüfungen zu bestehen. Dafür fragte sich dann so mancher hinterher: „Warum hatten wir eigentlich solche Angst davor?"

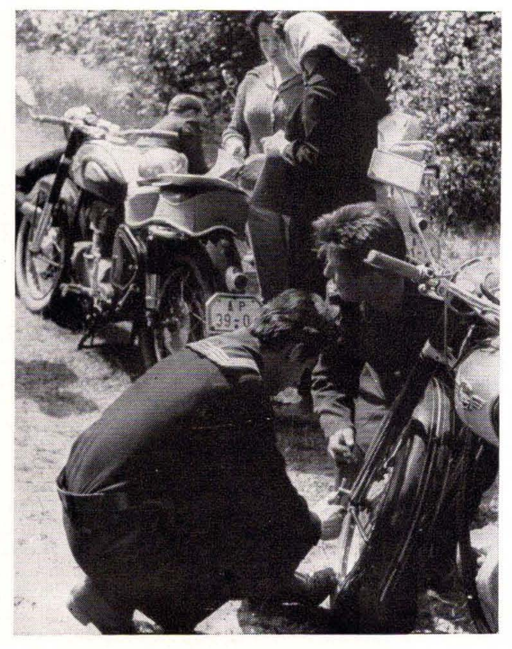
tühl"



Dieser Aussichtsturm, nach einem Patrioten der Befreiungskriege 1812/13 benannt, war zu suchen. Alle wußten: Ernst Moritz Arndt.



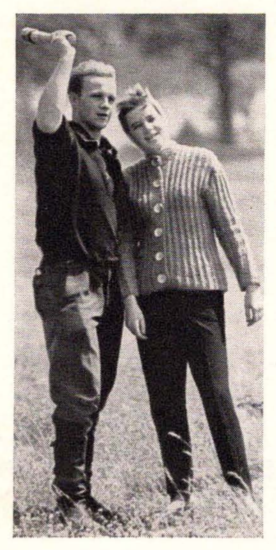
Das war wirklich schwierig — die Stilfahrt durch eine Sandstrecke. Die wenigsten Genossen kamen hier ohne Strafpunkte durch, die meisten mußten sogar vollends absteigen. Er (Bild) wurde ebenfalls davon betroffen.



Bei eineinhalb Minuten lag der Rekord — Vorderradwechsel nach Zeit. Manche Fahrer verrichteten diese Arbeit zum ersten Mal. Was Wunder, daß sie mitunter bald zehn Minuten brauchten?

Zwei Herzen – eine Seele

ER (Fahrer) half IHR (Beifahrerin), beim Keulenzielwerfen zu bestehen und mit möglichst wenig Strafpunkten davonzukommen, worauf SIE (Laborgehilfin) sich von IHM (Unteroffizier) in die Arme nehmen ließ, weil BEIDE (zusammen 38 Jahre jung) mit nur 27 Strafpunkten klare Sieger geworden waren. Dafür fahren SIE (Wernigerode) und ER (Neustadt an der Orla) zusammen für vier Tage nach Karlovy Vary in die CSSR, wo BEIDE — aus der liebevollen Umarmung zu schließen — nicht nur sehr schöne, sondern vielleicht auch einige lauschige Stunden verleben werden. SEINE Leidenschaft gehört schon seit langem dem Motorsport, während die IHRE noch recht jung ist und bislang nur platonisch war. Wirklich wurde sie erst, als ER („Gestatten — Wolfgang Schlipp!") in Binz mit der höflichen Aufforderung zum Tanz an SIE („Bitte — Ute Schmidt!") herantrat und BEIDE sich kennenlernten. So bewies ER guten Orientierungssinn, den — nach obigem Bild zu urteilen — aber auch SIE hat. Beim ersten Rendezvous wurde ER zwar von IHR versetzt, dafür sagte SIE sogleich zu, als ER vorschlug, das Unternehmen „Feuerstuhl" GEMEINSAM mitzumachen. Wie man sieht, hat es sich für BEIDE gelohnt — was die Fahrt, die Auslandsreise und (vielleicht, vielleicht?) auch was die Liebe anbetrifft, obwohl WIR da keinerlei Prognosen anstellen wollen, sondern IHR und IHM nur noch eine gute Reise in das mit uns eng befreundete Nachbarland wünschen.





SELBST eingeladen bei:

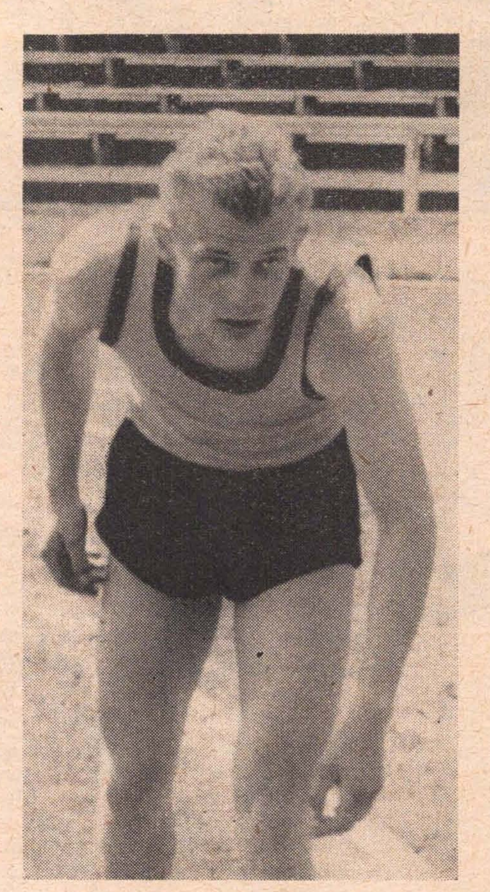
Hand aufs Herz, lieber Leser, sofern Sie eine 175er Jawa besitzen: Was schafft Ihr Feuerstuhl mit „voller Pulle"? Neunzig Sachen sagen Sie? Ich kenne da einen 21jährigen jungen Mann, der einwandfreie 100 gefahren sein will: Hans-Jürgen Rückborn, Unterfeldwebel unserer Nationalen Volksarmee, Dreispringer beim ASK Vorwärts Berlin. Und das „Geheimnis" seiner 100 km/h heißt ganz einfach: Rückenwind.

Mit dem Rückenwind hat es so eine Bewandtnis bei ihm. Als er am 4. Juni im Berliner Dynamo-Sportforum zum fünften Versuch Anlauf nahm, traf ihn eine heftige Bö (5,4 m/s) und verhalf ihm zu 15,65 m. Diese Weite hätte für unseren Dreispringer DDR-Jahresbestleistung bedeutet. Doch 2 m/s sind bekanntlich nur gestattet. Hans-Jürgen Rückborn bewies, daß er auch ohne Windunterstützung zu guten Sprüngen fähig ist. 1,9 m/s zeigte der Windmesser an, als er wieder antrat. Drei wunderbare Sätze und — 15,59 m.

So zufrieden wird der 1,90 m große Blondschopf die Sprunggrube noch nie verlassen haben, denn diese Ziffer bedeutete für ihn: 2. Platz in der Rangliste der besten DDR-Leichtathleten 1961, persönliche Bestleistung, Sieg über den großen Konkurrenten Manfred Hinze. „Land in Sicht im Dreisprung" schrieben die Zeitungen nach dieser wieder zu Hoffnungen berechtigenden Leistung des jungen Nachwuchs-Leichtathleten vom ASK Berlin.

Ein Naturtalent im Dreisprung? Ganz und gar nicht. Hätte dem Soldaten Rückborn vor drei Jahren in seiner Einheit einer prophezeit, daß er 1961 zu unseren besten Dreispringern gehören würde, ein mitleidiger Blick wäre wohl seine einzige Antwort gewesen. „Dreisprung hatte ich damals noch nie gesehen, viel weniger mal ausprobiert", erzählt Hans-Jürgen heute. „Dreisprung, so gingen bei uns die Gerüchte um, soll doch den Rücken kaputtmachen."

Da widmete er sich nach dem Dienst lieber seinen Sportarten, mit denen er schon in der Oberschule Erfolg hatte: Sprint, Hoch-, Weit-, Stabhochsprung, und auch mal ein bißchen Handball. Und die Zeit für den Freizeitsport in seiner Armeesportgemeinschaft nutzte er gut. Bei einem Bataillonssportfest „putzte" er dann alle mit guten Durchschnittsergebnissen: Die 100 m legte er in 11,8 zurück, übersprang die Latte bei 1,73 m und kam auf 6,34 m im Weitsprung. „Er könnte ein guter Hochsprungspezialist werden", meinte ASK-Trainer Rieger, der ihn damals beobachtete. Und Hans-Jürgens Vorgesetzte, die nicht nur seine sportlichen, sondern auch seine militärischen Leistungen als sehr gut einschätzten, hielten den jungen Genossen für würdig, Leistungssport in einem Armeesportklub zu betreiben.



Hans-Jürgen Rückborn

Als sich Hans-Jürgen Rückborn dann beim ASK Vorwärts Berlin statt im Hochsprung im „Neuland" Dreisprung versuchen sollte, war ihm doch nicht sehr wohl zumute. Er, der noch nie ... Nach drei Monaten harten Trainings stieg der erste Wettkampf. Ein nationales Sportfest in Cottbus. Über die 12,45-m-Marke kam er nicht hinaus, und die Ergebnislisten führten ihn unter „ferner sprangen". „Damals wollte ich aufhören und nie wieder etwas vom Dreisprung hören", kommentiert Hans-Jürgen diesen Anfang jedem, der ihn danach fragt. „Daß ich nicht mutlos wurde, verdanke ich meinem Trainer, Genossen Rieger. ‚Nur mit eisernem Willen und unermüdlichem Training, kommst du vorwärts', sagte dieser mir immer wieder."

Und der einstige Durchschnittssportler Rückborn machte sehr bald Fortschritte. Hier die Bilanz seiner wichtigsten Wettkämpfe: 1959: 14,16 bei den Armeemeisterschaften, 14,19 beim Internationalen Sportfest in Berlin; 1960: 14,50 bei einem Sportfest in Berlin, 15,10 beim Bahneröffnungssportfest in Rostock, 14,76 während des Junioren-Kampfes der Ostseeländer, 14,43 beim Olympia-Ausscheid in Erfurt („hier versagten mir die Nerven"); 1961: 15,39 im Vergleichskampf gegen ZDNA Sofia, 15,59 bei den Pokalwettkämpfen der Sportklubs in Berlin, 15,35 beim Junioren-Länderkampf gegen Polen.

In zweieinhalb Jahren auf 15,59 m! Das ist eine enorme Entwicklung, die bisher in der Welt ohne Beispiel ist. Fragen wir Hans-Jürgen noch schnell nach seinen Zielen:

„1962 will ich die 16 m erreicht haben und die Norm ‚Meister des Sports' erfüllen. Neben Dienst und Training studiere ich in meiner Freizeit noch Industrieökonomik. Lange fünf Jahre."
„Und wenn du nicht studierst, Ausbildung hast oder trainierst?"

„Dann ‚rutsch' ich mal schnell nach Tangermünde zu meiner Gisela."

„Mit der 175er?"

„Na, klar!"

„Und mit wieviel Sachen?"

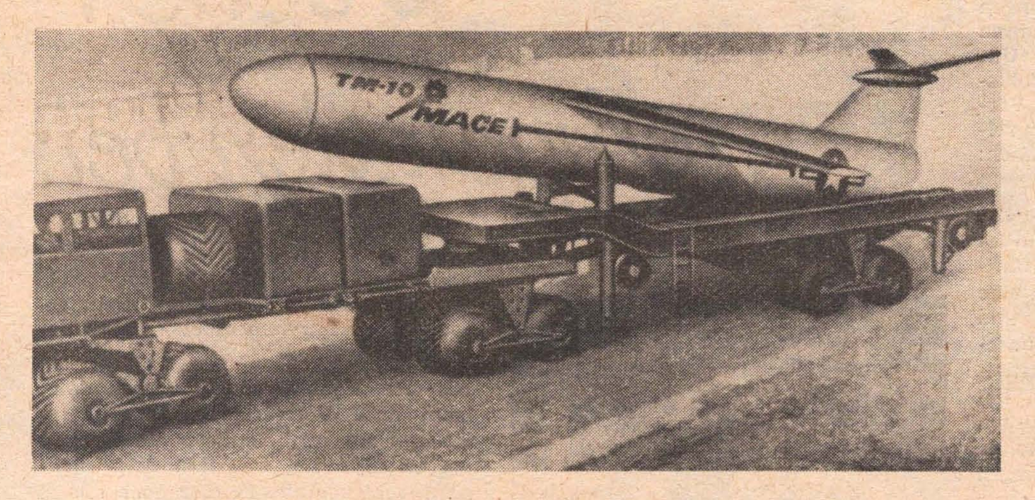
„Das kommt auf den Rückenwind drauf an."

KW

UNTERNEHMEN „FEUERSTUHL" MACHT SCHULE

Nach dem Beispiel des Unternehmens „Feuerstuhl" unserer Redaktion haben nunmehr auch der Truppenteil Schmillgun und die Flottenschule der Volksmarine ähnliche Veranstaltungen für die Privatbesitzer von Motorrädern in ihren Plan aufgenommen. Die erste fand bereits am 5. Jahrestag der Aufstellung des Truppenteils Schmillgun mit großem Erfolg statt. Souveräner Sieger wurde Gefreiter Gentsch.

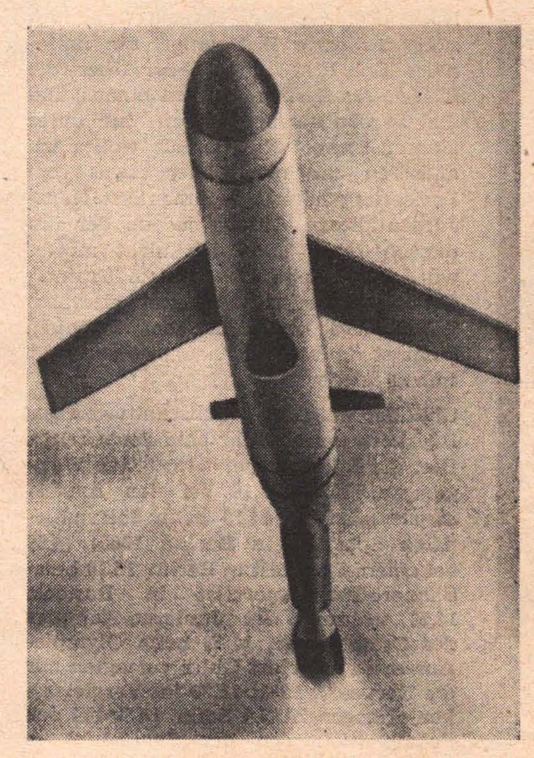
NATO-RAKETEN-STECKBRIEF



Die deutschen Militaristen unternehmen alles, um ihre Vormachtstellung in der NATO weiter zu vergrößern. Diesem Ziel dienen auch die Bemühungen des Kriegsministers Strauß, in den Besitz von möglichst vielen Raketen der verschiedensten Typen zu gelangen. Es genügt ihnen nicht, daß sich auf westdeutschem Territorium das größte Atomwaffenarsenal der NATO befindet, sie wollen selbst über alle Waffen, einschließlich Raketen und Atomwaffen, verfügen. Sie stellen Westdeutschland gegen den Willen der Mehrheit der westdeutschen Bevölkerung als Hauptaufmarschbasis gegen das sozialistische Lager zur Verfügung. Es ist bekannt, daß die USA über eine große Anzahl von Raketen der verschiedensten Typen verfügen, die in vielen Ländern der westlichen Paktsysteme feuerbereit stehen. In Westdeutschland, als einzigem Land in der Welt, sind fast alle Typen der amerikanischen Raketen vorhanden. Diese befinden sich in der Mehrzahl in der Bewaffnung der dort stationierten ausländischen Truppen.

Es handelt sich dabei vor allem um folgende Typen: Nike-Ajax und Nike-Herkules (in Heft 7/61 beschrieben), Honest-John, Mace, Matador, Redstone und Corporal. Darüber hinaus sollen in nächster Zeit weitere Einheiten nach Westdeutschland verlegt werden, die mit Raketen des Typs Little-John und La crosse ausgerüstet sind.

Die Bonner Bundeswehr hat Raketen der Typen Nike und Honest-John bekommen. Wenn diese Raketen auch nicht mehr die modernsten sind, so stellen sie doch in den Händen der westdeutschen Militaristen eine große Gefahr dar. Strauß ist jetzt krampfhaft bemüht, Raketen vom Typ Polaris zu erhalten.



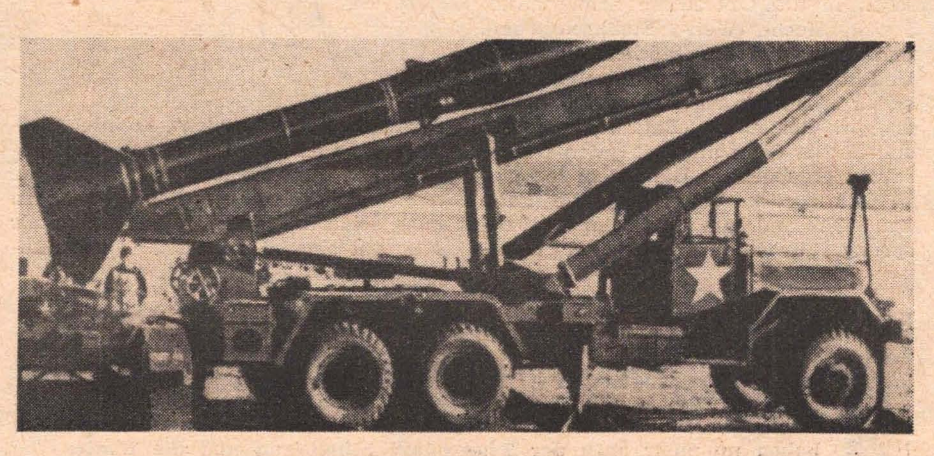
Fernlenkrakete TM 76 „MACE“

Antrieb	2 355 kp Schub
Länge	13,20 m
Durchmesser	1,37 m
Spannweite	6,90 m
Startgewicht	6 250 kg
Geschwindigkeit	314 m/sec
Reichweite	1 000 km
Gipfelhöhe	14 km
Sprengstoff	Atomladung 20 KT
Turbo-Düsen-Triebwerk	

Die TM 76 „Mace“ ist eine Weiterentwicklung der TM 61 „Matador“. Im Gegensatz zur „Matador“, die nach dem Prinzip des Kommandolenkverfahrens (Radar) gelenkt wird, ist die „Mace“ mit einem Trägheitsnavigationssystem ausgerüstet; dadurch kann die Rakete auf dem Flug funktechnisch nicht beeinflußt werden.

762-mm-Rakete „HONEST JOHN“

Antrieb	mit 3 000 kp Schub
Kaliber	762 mm
Länge	8,20 m
Spannweite	2,45 m
Startgewicht	2 720 kg
Geschwindigkeit	445 m/sec
Reichweite	32 km
Gipfelhöhe	9 km
Feuergeschwindigkeit	2 Schuß/Stunde
Feststoffrakete	



Die Rakete „Honest-John“ ist eine nicht lenkbare ballistische Rakete. Sie zählt zur Ausrüstung der Feldartillerie-Raketenabteilung der Korpsartilleriegruppe und der Raketenbatterien der gemischten Abteilungen der Divisionen. Ihr Einsatz erfolgt in der Regel zur unmittelbaren Unterstützung der Infanterie und Panzer. Die Feuerstellungen liegen etwa 10 km hinter der HKL. Zum Beziehen der Feuerstellung aus der Bewegung benötigt eine Batterie rund 50 Minuten.



Donner über Moskau

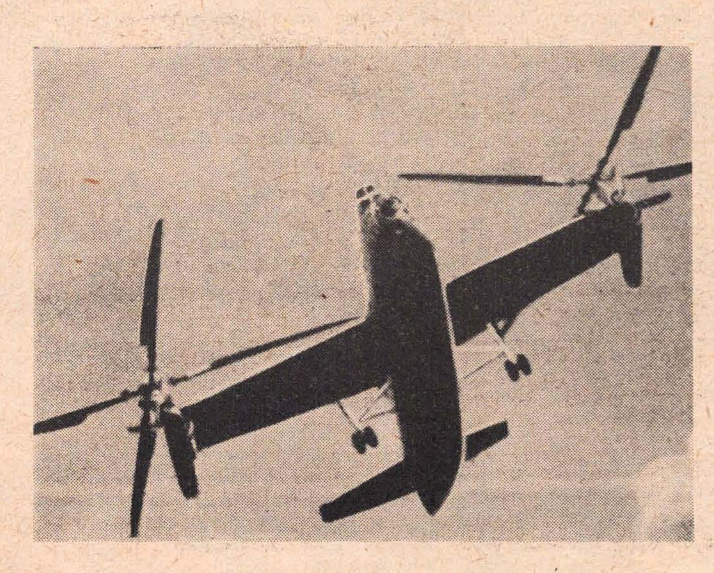
Hunderttausende begeisterter Zuschauer, die führenden Vertreter des Sowjetstaates — N. S. Chruschtschow, Verteidigungsminister Malinowski, Hauptmarschall Werschinin — Juri Gagarin und zahlreiche ausländische Gäste wohnten am 9. Juli einem großartigen Ereignis, der Luftparade 1961, bei. Vor ihren Augen rollte ein Programm höchster Präzision, fliegerischen Könnens und faszinierender Technik ab. „AR" veröffentlicht in der nächsten Ausgabe einen Augenzeugenbericht ihres Mitarbeiters.

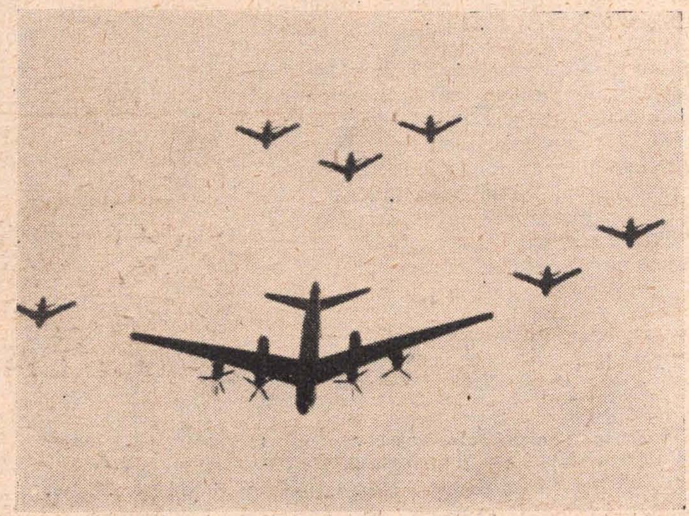


Der fliegende Kran (rechts), ein Hubschrauber bisher nie gekannten Ausmaßes. Mühelos trägt er ein Kleinhaus in die Höhe, um es an der vorgesehenen Stelle abzusetzen. Ein Novum der Luftfahrt von heute, das auf den Großbaustellen des Kommunismus seine Verwendung findet.

Das ist der „Wintokryl", ein Schraubflügler, der durch die Kombination von Tragschraube und Turbo-Prop-Triebwerk ohne Startpiste auskommt und doch enorme Geschwindigkeiten erzielt (Bild links unten). Als Transportflugzeug ist der „Wintokryl" von unschätzbarem Wert.

Raketenträger der strategischen Luftflotte donnerten, von Überschalljägern begleitet, über den Platz. Hellrot leuchteten ihre Luft-Boden-Raketen, die jedes Ziel auf weite Entfernung zu treffen vermögen, am Rumpf. Fotos: ZB





Fällt ein Dicker schneller?

VON GÜNTER SCHMITT, MEISTER DES SPORTS

Die Fragestellung erhebt natürlich keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, denn ein großer Dünner kann schwerer sein als ein kleiner Dicker. Aber Spaß beiseite. Es geht um die Faktoren, die auf die Geschwindigkeit des freien Falls beim Fallschirmspringen Einfluß haben. Diese Faktoren sind vor allem:

— das Körpergewicht des Fallschirmspringers einschließlich dem Gewicht seiner Ausrüstung (in kp);

— die Widerstandsfläche des Körpers des Springers gegenüber der anströmenden Luft (in m^2);

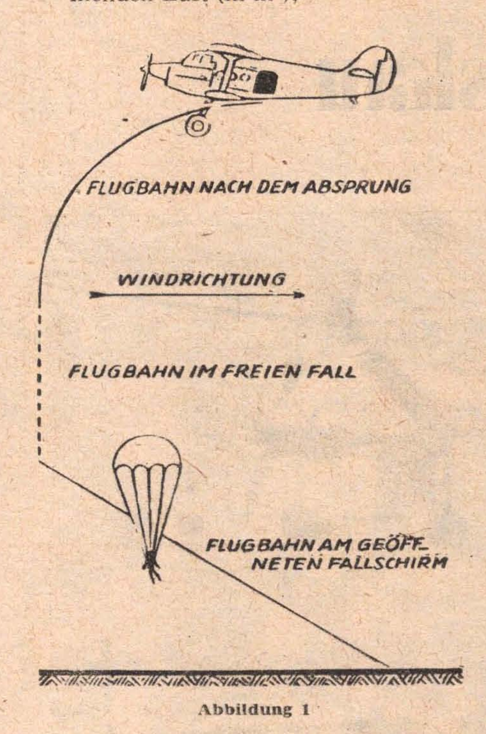


Abbildung 1

— der Widerstandskoeffizient des Körpers, bezogen auf die Widerstandsfläche;

— die Massendichte der Luft (in kp sec^2/m^4).

Ohne Schwierigkeiten läßt sich aus den jeweiligen Größen zum Beispiel die maximale Fallgeschwindigkeit ermitteln, die ein fallender Springer nach Ablauf einer bestimmten Fallzeit erreicht. Aber solche Berechnungen wollen wir hier nicht anstellen. Das soll Lehrmaterialien vorbehalten bleiben. Vielmehr soll der Sprungvorgang im Zusammenhang mit den o. a. Faktoren, die auf die Geschwindigkeit des freien Falls Einfluß haben, betrachtet werden. Nehmen wir einen normalen Stilsprung[1] aus 2000 m Höhe als Beispiel. Der Springer verläßt über einer markanten (oder markierten) Absprungstelle, die mit seiner Abtriftberechnung[2] übereinstimmt, das Flugzeug. Sofort wirken nach dem Absprung drei Hauptkräfte auf den Springer ein, welche die erste Phase seiner Flugbahn in der Luft bestimmen.

Durch das Beharrungsvermögen hat der Körper des Springers das Bestreben, seine Bewegung mit unverminderter Geschwindigkeit in der alten Richtung fortzusetzen. Diesem Bestreben wirkt aber der horizontale Luftwiderstand entgegen, der die horizontale Geschwindigkeit des Springers rapide verringert und damit die Wirksamkeit der Gravitation[3] begünstigt. Durch das gleichzeitige Wirken dieser Kräfte beschreibt der Springer nach dem Lösen vom Flugzeug eine Flugbahn etwa in der Form einer Parabel (Abb. 1). Die Größe der dabei in der horizontalen Ebene über Grund (über dem Erdboden) zurückgelegten Strecke ist von der Fluggeschwindigkeit des Flugzeuges im Moment des Absprunges abhängig. Bei einer Fluggeschwindigkeit von 120 km/h beträgt diese Strecke rund 50 m (bei normalen Windverhältnissen).

In dem Maße, wie sich die Flugbahn des Springers zur Vertikalen neigt, verlieren das Beharrungsvermögen und der horizontale Luftwiderstand an Bedeutung. Aber mit raschem Tempo wächst die Kraft und damit die Bedeutung des vertikalen Luftwiderstandes. Dieser Luftwiderstand wächst proportional zum Quadrat der Geschwindigkeit des fallenden Springers. Das heißt, wenn sich in einer bestimmten Zeiteinheit die vertikale Fallgeschwindigkeit des Springers zum Beispiel um das Dreifache erhöht, dann wächst im gleichen Zeitraum die Kraft des vertikalen Luftwiderstandes, die dem fallenden Körper entgegenwirkt, um das Neunfache. Auf diese Weise tritt nach einer bestimmten Zeit des freien Falls ein Kräfteausgleich ein, nämlich in jenem Moment, wo die Kraft des vertikalen Luftwiderstandes eine solche Größe erreicht hat, daß sie der Kraft der Fallgeschwindigkeit gleich ist. Von diesem Moment an erhöht sich die Fallgeschwindigkeit nicht mehr,

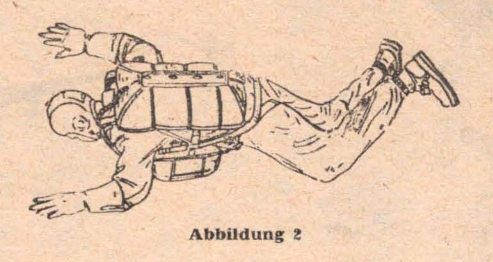


Abbildung 2



Foto: Schmitt/Zeichnung: Busche/Archiv

sondern bleibt konstant. Die maximale Geschwindigkeit ist erreicht. Die Fallgeschwindigkeit geht sogar in erdnahen Luftschichten zurück, wenn der Springer seinen freien Fall in größeren Höhen (also luftdünneren Schichten) begann und erreicht durch das Bremsen in den Luftschichten mit größerer Massendichte eine solche Größe, als hätte der Springer in den erdnahen Luftschichten das Flugzeug verlassen.

Bei dem Sprung aus 2000 m Höhe würde — stabiles horizontales Fallen vorausgesetzt (Abb. 2) — in der 12. Sekunde eine maximale Fallgeschwindigkeit erreicht werden, die in Abhängigkeit vom Springergewicht mit Ausrüstung zwischen rund 42 m/s und 52 m/s liegen kann. Bei direkter Kopflage dagegen, wenn die Fläche des Widerstandes des Springers gegenüber der anströmenden Luft am geringsten ist (und damit auch der Widerstandskoeffizient), kann sich die Fallgeschwindigkeit bis auf rund 70 m/s erhöhen. Einen Wert, der zwischen der horizontalen Fallage und der Kopflage liegt, erreicht die Geschwindigkeit, wenn der Springer unstabil fällt, also seine Lage in der Luft sich ständig ändert, aber auch bei der Ausführung von Figurenkomplexen durch den Springer im freien Fall (Drehungen und Saltos). Folglich kann auch innerhalb eines Sprungvorganges in erdnahen Schichten die Fallgeschwindigkeit Schwankungen unterliegen, die sich aus Lageveränderungen des Springers in

---

[1] Bezeichnung für einen Sprung mit längerer Verzögerung der Fallschirmöffnung, bei dem der Springer während des freien Falls stabil in horizontaler Lage, mit ausgebreiteten Armen und Beinen, durch die Luft fällt.

[2] Berechnung der Entfernung des Abtreibens durch den Wind beim Sinken am geöffneten Fallschirm.

[3] Massenanziehung.

der Luft ergeben. Das hat sofort eine Veränderung zum Beispiel der Widerstandsfläche zur Folge.

Gehen wir davon aus, daß der Springer in der 12. Sekunde eine Fallgeschwindigkeit von 50 m/s erreicht hat — das würde einem Springergewicht von 90 kp mit Ausrüstung entsprechen — dann legt er in 30 Sekunden eine vertikale Fallstrecke von 1330 m zurück und öffnet zum Zeitpunkt des Ablaufs dieser Zeit seinen Fallschirm.

Während des Öffnungsvorganges des Fallschirmes und zum Zeitpunkt der völligen Aufblähung der Fallschirmkappe legt der Fallschirm einen sogenannten Bremsweg zurück, der die vorherige hohe Geschwindigkeit des freien



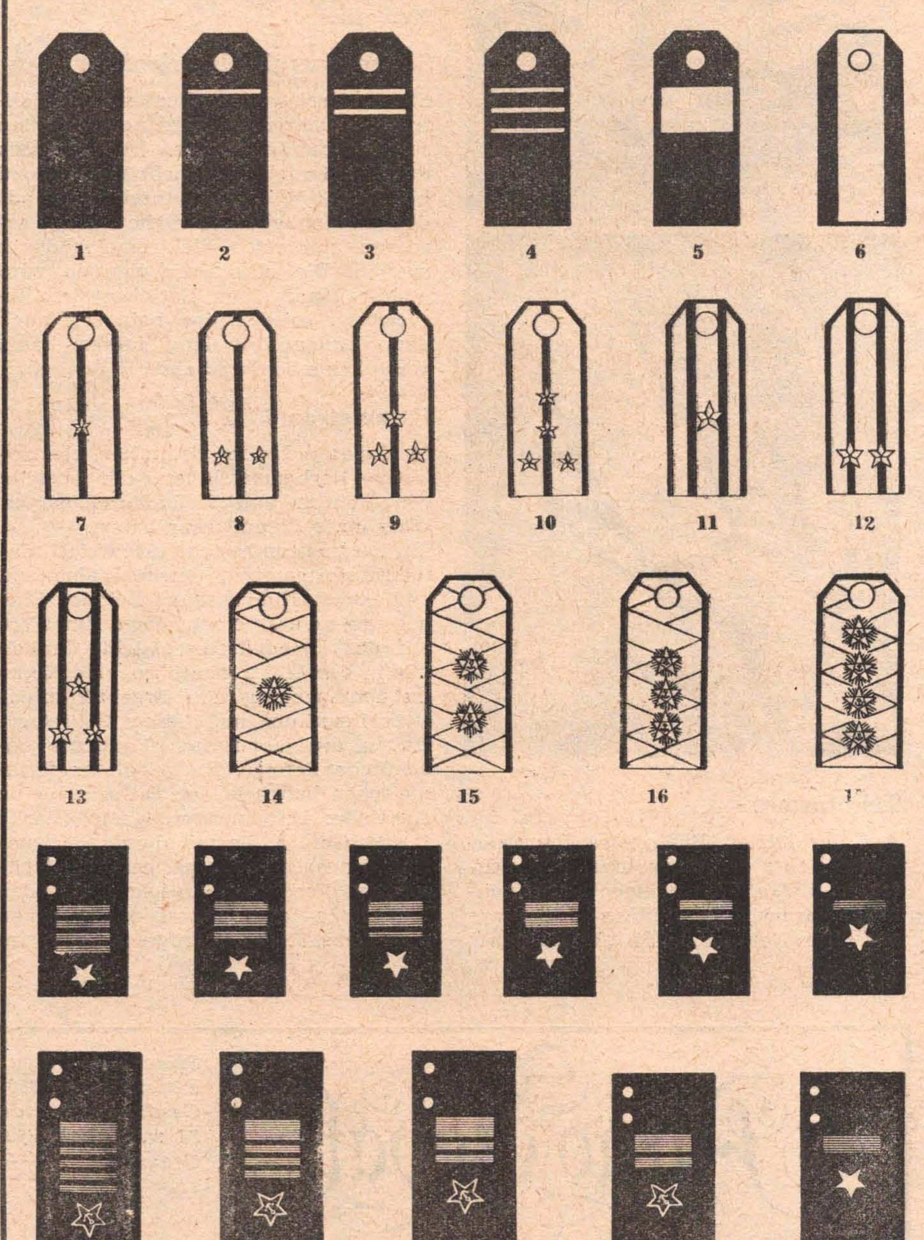
Landung

Falls in ein gefahrloses Sinken umwandelt. Die weitere Erdannäherung erfolgt nun — bei Zugrundelegung eines modernen Sportfallschirmes — mit einer Sinkgeschwindigkeit von 4,7 bis 5,5 m/s, je nach Körpergewicht des Springers.

Es zeigt sich, daß die eingangs formulierte Frage keineswegs ernst zu nehmen ist. Der Körperumfang hat nämlich auf die Fallgeschwindigkeit keinen Einfluß. Höchstens auf die Stabilität der Lage, aber davon war nicht die Rede.

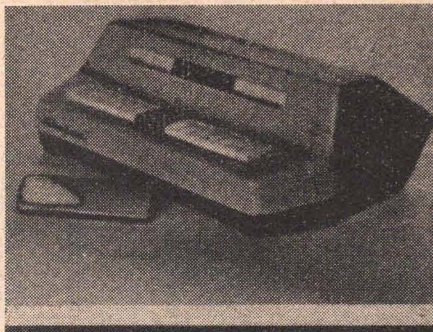
KLEINER RUSSISCH-LEHRGANG 2

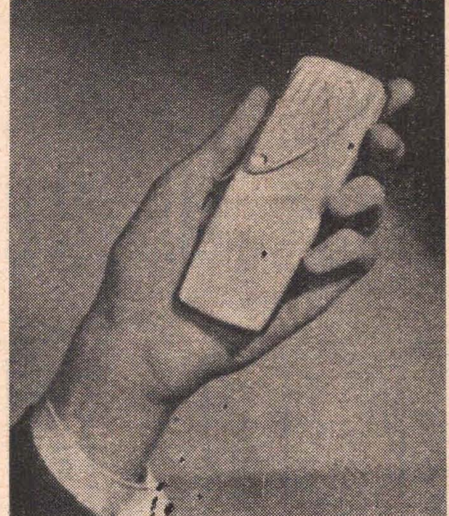
Nachdem wir im letzten Heft die Dienstgrade der Sowjetarmee (Land- und Luftstreitkräfte) vokabelmäßig lernten, wollen wir diesmal die Rangabzeichen der sowjetischen Kriegsflotte behandeln.
Die hier abgebildeten Ärmelabzeichen der Offiziere und Admirale gehören zu den Schulterstücken Nr. 7 bis 17 (von rechts oben nach links unten gesehen).



1	**матро'с**	*matros*	**Matrose**
2	**ста'рший матро'с**	*starschi matros*	**Obermatrose**
3	**ста'ршина второ'й ста'тьи**	*starschina wtoroi statji*	**Maat**
4	**ста'ршина пе'рвой ста'тьи**	*starschina perwoi statji*	**Obermaat**
5	**гла'вный ста'ршина**	*glawni starschina*	**Meister**
6	**мичма'н**	*mitschman*	**Obermeister**
7	**мла'дший лейтена'нт**	*mladschi lejtenant*	**Unterleutnant**
8	**лейтена'нт**	*lejtenant*	**Leutnant**
9	**ста'рший лейтена'нт**	*starschi lejtenant*	**Oberleutnant**
10	**капита'н-лейтена'нт**	*kapitan-lejtenant*	**Kapitänleutnant**
11	**капита'н III. ра'нга**	*kapitan tretjewo ranga*	**Korvettenkapitän**
12	**капита'н II. ра'нга**	*kapitan wtorowo ranga*	**Fregattenkapitän**
13	**капита'н I. ра'нга**	*kapitan perwowo ranga*	**Kapitän z. See**
14	**контр-адмира'л**	*kontradmiral*	**Konteradmiral**
15	**ви'це-адмира'л**	*wiceadmiral*	**Vizeadmiral**
16	**адмира'л**	*admiral*	**Admiral**
17	**адмира'л флю'та**	*admiral flota*	**Flottenadmiral**

Technik aus aller Welt





Telinformot

Auf der letzten Budapester Industriemesse stellte das ungarische „Nachrichtentechnische Unternehmen“ eine neuartige transistor-bestückte Rufanlage aus. Die Neuheit heißt „Telinformot“ und besteht aus einer zentralen Sendeanlage (oben) und mehreren Taschenempfängern (unten). Der Anruf erfolgt durch Tastendruck der entsprechenden Nummer.

Sonnenenergie als Triebkraft

Einen Kraftwagen, der sonnen-elektrisch angetrieben wird, entwickelten sowjetische Ingenieure. Das Verdeck des Kfz. besteht aus mehreren tausend hochleistungsfähigen Fotozellen, die aus dem Sonnenlicht elektrische Energie erzeugen und einen Elektromotor damit speisen. Die elektrische Energie wird gleichzeitig in einem Batteriesystem gespeichert, so daß das Fahrzeug auch dann einige Zeit lang fahren kann, wenn keine Sonne scheint.

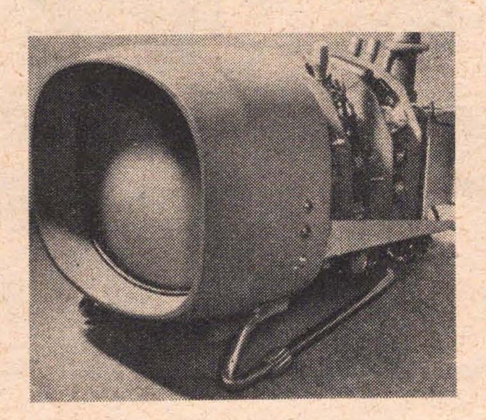
Parametron 4×1 mm

In Japan schufen Techniker elektronische Rechenmaschinen, die anstelle von Röhren und Halbleiterelementen sogenannte Parametrone haben.
Ein Parametron besteht aus zwei Miniaturtransformatoren, einem Widerstand und einem Kondensator. Bei der Einwirkung eines elektrischen Impulses auf das Parametron entsteht, ähnlich wie in der Elektronenröhre, eine Hochfrequenzspannung. Als Ergebnis intensiver Forschung auf diesem Gebiet erzielten die japanischen Fachleute beachtliche Erfolge. Einige dieser Parametronen haben in der Tat sehr kleine Ausmaße: Durchmesser 4 mm, Stärke 1 mm. Geräte, die mit diesen Parametronen ausgestattet sind, besitzen, japanischen Fachleuten zufolge, vor den Elektronen- oder Transistorensystemen eine ganze Reihe Vorzüge. Sie sind um vieles haltbarer, wirtschaftlicher, einfacher, billiger und passen sich komplizierten Bedingungen gut an.
So wurde zum Beispiel eine Rechenapparatur entwickelt, die 5400 Parametronen enthält. In Betrieb ist sie gegenüber anderen Geräten dieser Kategorie unvergleichlich billiger und wirtschaftlicher. Ihr Preis entspricht etwa 10 Prozent der Herstellungskosten eines ähnlichen, mit Elektronenröhren bestückten Gerätes.

Transistor-Fernsehgerät

Im Prager Forschungsinstitut für Fernmeldetechnik wurde ein leichtes transportables Transistorfernsehgerät konstruiert, das ausschließlich mit Transistoren tschechoslowakischer Produktion bestückt ist. Das Fernsehgerät wiegt 7 kg, der Bildschirm mißt über die Diagonale 20 cm. Das Gerät hat 12 Kanäle und eine eingebaute einziehbare Antenne. Seine Maße sind 22,5×21×27 cm.

(Fotos: Archiv)

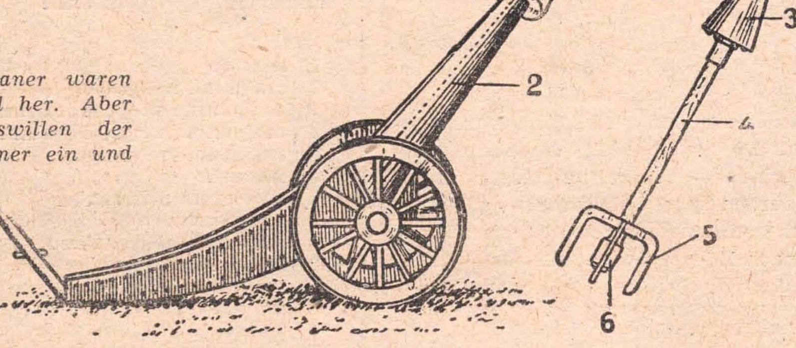




Der Urahn des Granatwerfers

Port Arthur, im November 1904. Die Japaner waren gelandet und berannten die Feste von Land her. Aber alle Angriffe scheiterten am Widerstandswillen der Festungsbesatzung. Da gruben sich die Japaner ein und belagerten Port Arthur. Die Stellungen der beiden Gegner lagen oft nur 30 bis 50 Schritt entfernt. Artillerie konnte darum nicht eingesetzt werden. Da schlug der Oberbootsmannsmaat Wlasjew vor, ein leichtes Schiffsgeschütz auf eine Lafette zu montieren, in der es steil nach oben ragt. Seine Idee wurde in der Artilleriewerkstatt Wirklichkeit. Der Minenwerfer ward geboren.

Seine technischen Daten waren folgende: Größte Schußentfernung — 350 m; Erhöhungswinkel — 45 bis 65 Grad. Geschossen wurde mit selbstgefertigten Wurfminen von 28 russischen Pfund Gewicht (1 russisches Pfund = 409 Gramm).



Schema des Wlasjewschen Minenwerfers.
1 — Wurfmine; 2 — Rohr; 3 — Kopf der Mine; 4 — Schaft; 5 — Stabilisator; 6 — Verstärkung.



Bist du im Bilde?

Weit geöffnet ist die Tür, denn der Fotograf sollte recht viel vom Inneren dieses Fahrerhauses sehen. Für die Freunde von „Bist Du im Bilde?“ bannte er allerdings nur einen Teil der Inneneinrichtung auf die Platte. Warum? Ganz einfach. Du sollst nämlich diesmal die Frage beantworten:

Zu welchem Kfz.-Typ unserer Volksarmee gehört dieses Fahrerhaus?

Nenne uns bitte auch die Typenbezeichnung z. B. H 3 A, G 5 usw.

So, und nun den Zündschlüssel klar. Starten wir zur 8. Folge von „Bist Du im Bilde?“.

Vergeßt nicht die Lösung rechtzeitig an die Redaktion „Armee-Rundschau“, Berlin N 3, Postschließfach 7986, Kenntwort: „Bist Du im Bilde?“ zu schicken. Der letzte Einsendetermin (Datum des Poststempels) ist der 28. 8. 1961. Wie immer werden auch diesmal unter den Einsendern der richtigen Lösungen drei Gewinner ermittelt, die 20,—, 10,— und 5,— DM erhalten.

Auflösung aus „AR“ 6/61

152 Einsender erkannten in der extremen Kompaniesuppenschüssel den Parabolspiegel einer Richtfunkantenne. Radarantenne und Feldscheinwerfer war es also nicht, wie einige vermuteten.

Und hier die Gewinner, die durch das Los ermittelt wurden: Den 1. Preis von 20,— DM erhält Hans-Peter Deperstorf, Rostock;

10,— DM gehen an Bernhard Harpers, Stralsund und die 5,— DM bringt der Postbote Dieter Rost, Eberswalde.

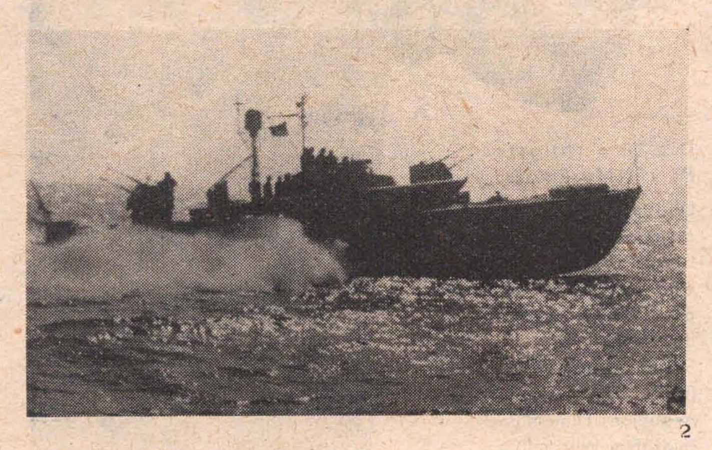
Auf ein Neues!



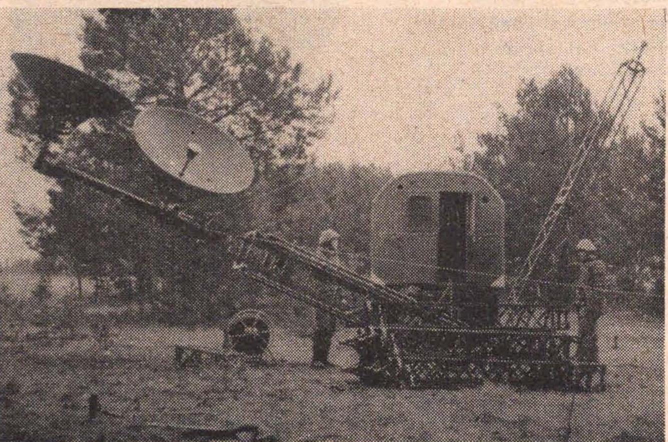
1

DAS foto FÜR SIE

Alle Leser der „Armee-Rundschau“, die „Das Foto für Sie“ beziehen möchten, kreuzen auf der Kontrollmarke die Nummern der Bilder an, von denen sie einen Fotoabzug, 18 × 24 cm, erwerben möchten, schneiden die Kontrollmarke aus und kleben sie auf den Empfängerabschnitt einer Zahlkarte, mit der sie je Fotoabzug 2,— DM an den Deutschen Militärverlag, Berlin N 4, Postscheckkonto Berlin 405 55, überweisen. — Bestellung und Bezahlung erfolgen gleichzeitig. Die Fotos werden durch den Deutschen Militärverlag kostenlos zugestellt. — Achtung! Alle Leser der „Armee-Rundschau“, die jeden Monat „Das Foto für Sie“ bestellen, erhalten zu Beginn des neuen Jahres gegen Einsendung der 12 Stempelaufdrucke (Anschriftsaufdrucke) der Versandtaschen drei der besten Fotos, die nicht in den Serien veröffentlicht wurden, kostenlos. Deshalb die Versandtaschen nicht wegwerfen! Ausführliche Bedingungen siehe Heft 1/61.



2



3

Das Foto für Sie 8/61	Bild 1	Bild 2	Bild 3







ABS-Erzeugnisse in aller Welt!

Wir exportieren nach 30 Ländern

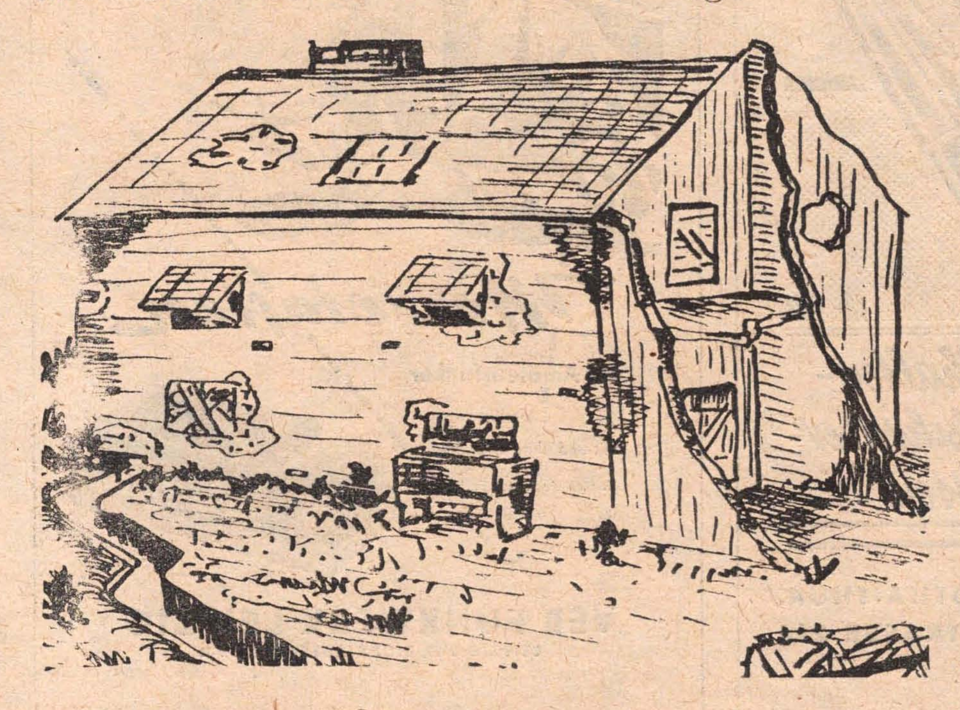
Bestecke und Tafelgeräte
in den Ausführungen
Stahl rostfrei
und Alpaka versilbert



VEB AUER BESTECK- UND SILBERWAREN-WERKE
AUE/SACHSEN



Modell als Helfer in der Ausbildung



Das Thema „Häuserkampf“ steht demnächst auf dem Dienstplan. Anschauungsmaterial ist entweder nicht vorhanden oder es kann nur für kurze Zeit genutzt werden. Was tun? Da springt der Modellbauzirkel ein. Er baut ein mehrstöckiges Haus im Querschnitt. Das notwendige Material ist bald beschafft. Als erstes werden die Wände gebaut. Hier gibt es verschiedene Möglichkeiten. Entweder sie werden im Ganzen aus Sperrholz ausgesägt oder aber aus Bausteinen gefertigt. Wir wollen gleich von vornherein von der Sperrholztechnik abraten, weil sich damit keine weiteren Varianten mehr darstellen lassen. Sperrholz läßt sich zwar gut sägen und naturgetreu bemalen, aber wie gesagt, verändern kann man später nichts mehr.

Deshalb ist die Methode Steckstein die bessere. Jedem Bastler sind bestimmt die Stecksteinbaukästen bekannt. Diese Baukästen sind das ideale Material für den Bau der Häuserwände. Ist die Finanzlage günstig, so kauft man sich den Baukasten im nächsten Spielzeugladen. Wenn nicht, dann fertigt man eben die Steine selbst an.

Dazu nimmt man am besten gehobelte Holzleisten in den entsprechenden Maßen und schneidet die erforderliche Menge Bausteine. Dann bohrt man an einer Seite vier nicht allzutiefe Löcher und auf der gegenüberliegenden setzt man im gleichen Abstand vier kleine Holzstifte ein — genau wie beim Stecksteinbaukasten.

Aus diesen „Steinen“ ziehen wir die Wände hoch. Außerdem können wir daraus Blenden, Schießscharten, Mauerdurchbrüche usw. herstellen.

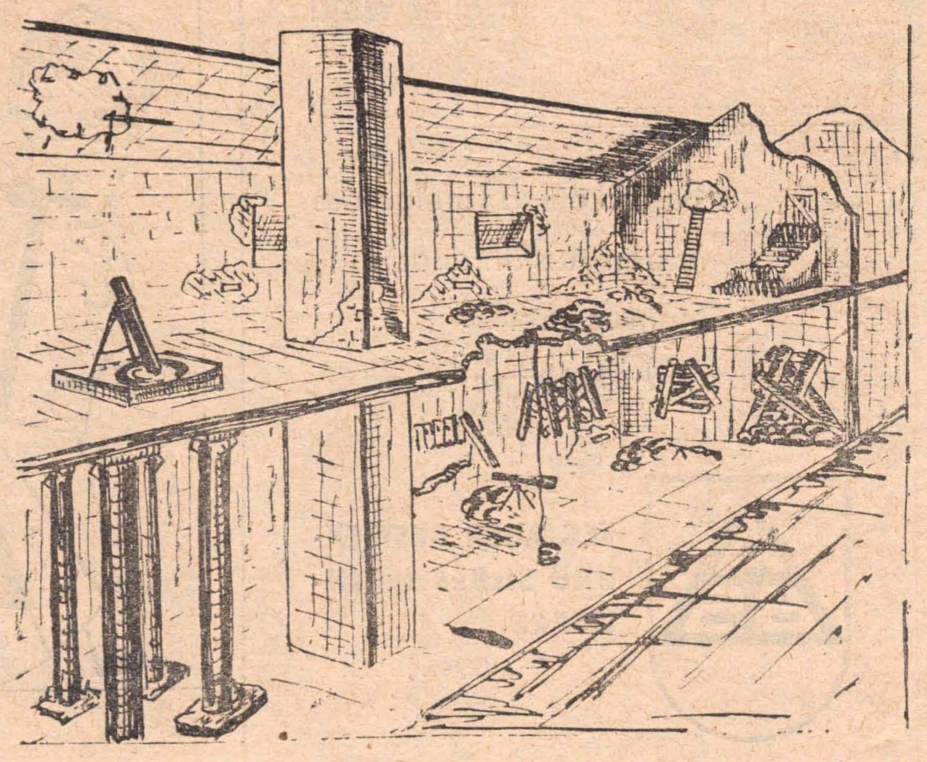
Für das Dach brauchen wir mehrere 5-mal-5-mm-Leisten als Dachstuhl und außerdem starken Zeichenkarton, aus dem wir die Dachziegel schneiden.

Zum Innenausbau verwenden wir am besten neben dünnen Leisten Hartfaserplatten oder Sperrholz.

Die jeweiligen Waffenarten stellen wir aus Plastelin, Draht und Streichhölzern her. Sandsäcke schneidern wir aus alten Stoffresten (am besten altes Steifleinen). Ist unser Modell soweit fertig, wird es bemalt und dann auf eine Platte gestellt, auf welcher der Grundriß einer Ortschaft oder eines Geländes dargestellt ist.

Mit Hilfe dieses Modells können alle Varianten des Häuserkampfes geübt werden. Es dient vor allem der Vorbereitung der Offiziere und Unteroffiziere. Methodisch kann mit dem Modell so gearbeitet werden, indem z. B. der Kommandeur den Unteroffizieren die Aufgabe stellt, das Haus zur Verteidigung vorzubereiten und im folgenden Unterricht den Ausbau dazu vornehmen läßt. In seminaristischer Form können Mängel beseitigt werden, wobei gleichzeitig die Organisation des Feuersystems berücksichtigt wird. Weiterhin kann man die Methode der Annäherung an Hand der Orts- oder Geländedarstellung üben und durch Auslegen taktischer Zeichen die gefaßten Entschlüsse darstellen. Das Modell kann für die Einzel-, Gruppen- und Zugausbildung verwendet werden. Der Modellbauzirkel hat durch seine Arbeit einen guten Beitrag zur Unterstützung der Ausbildung geleistet.

Hauptmann Warmholz



Häusermodell im Schnitt

Auf Posten-dienst am Tor zur Welt

Über die Arbeit der Rostocker Hafenpolizei berichten GERHARD BERCHERT (Text) und ERNST GEBAUER (Bild)

1959 standen hier noch keine Kräne. Heute werden bereits Millionenwerte umgeschlagen.

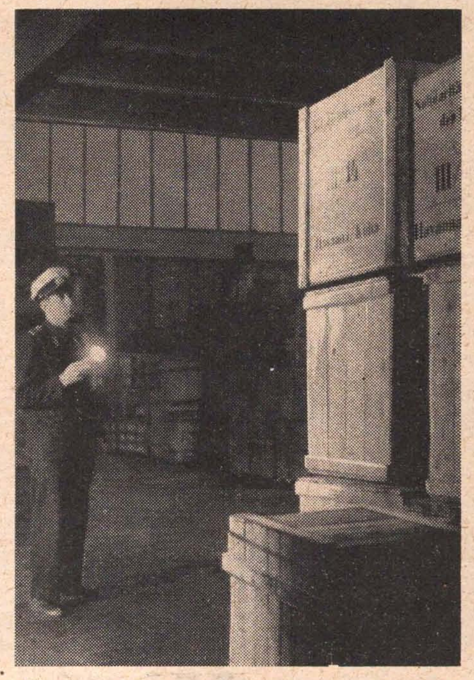
In jedem Überseehafen der Welt wacht die Hafenpolizei des jeweiligen Landes.

Glaubt man den Verfassern westlicher Groschenromane, so schlagen sich die Hafenpolizisten tagaus tagein mit Rauschgiftschmugglern, Mädchenhändlern und Hochstaplern herum, daß es nur so seine Art hat.

Den Vogel dürften in dieser Hinsicht jedoch jene amerikanischen Drehbuchautoren abgeschossen haben, die ihren supermännlichen „Helden", seines Zeichens Inspektor der Hafenpolizei, auf das Kaischuppendach klettern lassen, von wo er, durch das winzig kleine Bullauge eines im Hafen liegenden Schiffes schießend, einen sich an Bord eben dieses Schiffes befindenden lang gesuchten Mörder „erledigt".

Die Genossen des Hafenpolizeireviers Rostock haben derartige „Heldentaten" nicht aufzuweisen; und das liegt keineswegs daran, daß ihr Dienstzweig noch sehr jung ist – so jung wie der Überseehafen Rostock selbst. Wir fanden auch keinen „Superman" unter ihnen, dennoch sorgen sie zuverlässig für Ordnung und Sicherheit im gesamten Hafengebiet. Und das ist nicht leicht! Der Rostocker Hafen ist ja nicht nur einer der größten Bauplätze unserer Republik, er ist zugleich schon heute ein Hafen von Weltgeltung, und seine Bedeutung für den Welthandel nimmt von Tag zu Tag zu. Schiffe aus Dänemark, Norwegen, Schwe-





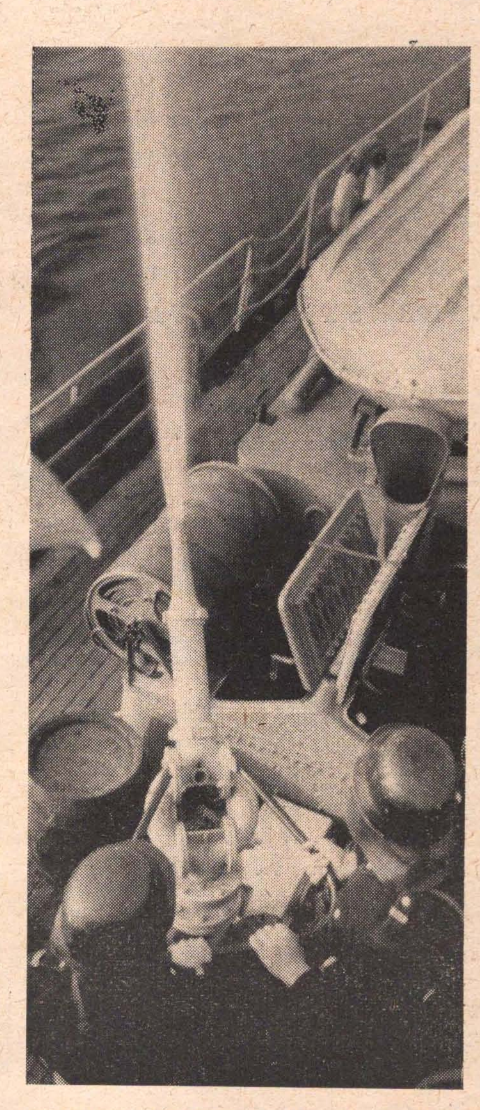
Ein Kontrollgang durch die Lagerhallen gäbe schon Stoff für eine seitenlange Reportage. Hier trifft sich die Welt. Güter aus zig Ländern harren ihrer weiteren Bestimmung.



„Die Bootspapiere, bitte!" Zulassung, Registrierkarte und Fahrerlaubnis müssen bei einem Bootsführer ebenso bereitliegen und in Ordnung sein wie bei einem Kraftfahrer.



„Aber, aber, dieses Foto dürfte wohl gestellt sein." Es ist gestellt. Wo sollte man so schnell einen echten Schmuggler hernehmen? Hafenpolizei und AZKW passen auf.



Zwei Wendestrahlrohre besitzt die „Patriot". Außerdem können 16 B-Rohre angeschlossen werden. Die Förderleistung beträgt 7000 l/min. Die „Bierfässer" enthalten Löschschaum.

den, Finnland, Holland, Island, aus der Sowjetunion, aus Polen, Kuba, England, Westdeutschland, Ägypten, Italien, Indien, Liberia, Panama, Bulgarien und Jugoslawien legen im Überseehafen, im Alten Hafen sowie im Ölhafen von Rostock an und schlagen ihre Güter um. Dazu kommen noch die Schiffe unserer Handelsflotte, die von Rostock aus auf die Weltmeere hinausfahren. Rostock ist das Tor unserer Republik zur Welt. Das gibt den Genossen der Hafenpolizei eine besondere Verantwortung. „Wissen Sie", sagte ein verantwortlicher Genosse vom Kommando der Hafenpolizei, „es kommt ja nicht nur darauf an, polizeifachlich gut beschlagen zu sein. Wichtig sind vor allem Menschenkenntnis und politisches Wissen, denn jeder Hafenpolizist ist ein kleiner Außenminister. Er muß im Umgang mit westdeutschen und ausländischen Seeleuten auch in komplizierten Situationen immer so handeln, daß das Ansehen unserer Republik gestärkt wird."

Das ist durchaus nicht einfach, denn die ausländischen und westdeutschen Seeleute bringen oft Vorurteile und falsche Vorstellungen über unsere Republik mit. Sie kennen sich in unseren gesellschaftlichen Verhältnissen nicht aus und stellen Fragen, die manchmal nur verstehen kann, wer das System der westlichen Lügenpropaganda hinreichend kennt.

Einer der Genossen erzählt uns folgendes: „Neulich hatte ich während der Einklarierung* durch das AZKW Dienst vor einem westdeutschen Schiff. Ich stehe also an der Gangway und achte darauf, daß jeder, der das Schiff verläßt, einen ordnungsgemäßen Landgangschein besitzt, daß kein Unbefugter das Schiff betritt, daß bei den Verladearbeiten die Arbeitsschutzbestimmungen eingehalten werden, daß niemand Abfälle ins Hafenbecken wirft und was sonst noch alles zum Postendienst gehört. Wie meine Zeit um ist, kommt die Ablösung, und ich unterhalte mich noch einen Augenblick mit dem Genossen. In dem Moment kommt ein Seemann vom Schiff und zeigt seine Papiere. Sie sind in Ordnung. Ich grüße und denke, er wird weitergehen – wende mich wieder meinem Genossen zu. Der Mann bleibt stehen und sieht mich groß an.

‚Haben Sie einen besonderen Wunsch?' frage ich ihn.

‚Na ja, wer von euch kommt denn nun mit?'

‚Wohin denn?'

‚Na, in die Stadt!'

Der ist gut, denke ich und sage:

‚Tut uns leid. Wir sind im Dienst. Sie werden in der Stadt schon einen Gesellschafter zum Biertrinken finden.'

Daraufhin schaut der Mann mit einem Gesichtsausdruck von einem zum andern, daß ich schnell überlege, welche Rufnummer die Sanitätsstelle hat.

‚Da kommt also keiner mit', sagt er ganz langsam.

‚Es geht wirklich nicht', erwidere ich, so freundlich ich kann.

‚Na, son Schietkerl', murmelt da der Matrose sich in den Bart, und wie ich nun doch etwas grundsätzlich werden will, schüttelt er den Kopf und meint:

‚Hat mir doch einer vertellt, wenn man hier an Land gehen will, kommt ein Posten mit und paßt auf, daß man nicht staatsfeindlich wird. Na son Unsinn!' Guckte uns noch einmal ganz verdutzt an – und weg war er."

Natürlich tauchen ab und an auch Elemente auf, die versuchen, unsere Genossen der Hafenpolizei zu provozieren. So, wie beispielsweise jener westdeutsche Kapitän, der in Stralsund seine reich mit Naziorden dekorierte Heldenbrust spazieren tragen wollte. Es ist klar, daß derartige Verletzungen unserer demokratischen Gesetzlichkeit nicht geduldet werden.

Weit erfreulicher sind, demgegenüber solche freundschaftlichen Begegnungen, wie unlängst mit Besatzungsmitgliedern des indischen Schiffes „Endeavour".

„In westdeutschen, amerikanischen und sogar in englischen Häfen haben wir es als Farbige oft sehr schwer", berichtete einer der indischen Seeleute. „Hier bei euch in der DDR fühlen wir uns jedoch wohl, hier sind wir gleichwertige Menschen."

Selbstverständlich haben die Genossen der Hafenpolizei unseren Staat nicht nur zu repräsentieren. Das machen sie gewissermaßen nebenbei, in der Art und Weise, wie

* Einklarierung nennt man das zollmäßige Abfertigen eines einlaufenden Schiffes.

sie ihren Dienst durchführen. Der Dienst selbst ist sehr vielfältig und erfordert umfangreiche Kenntnisse – von der Seehafenordnung bis zu den Bestimmungen des Arbeitsschutzes. Werfen wir einen Blick in das Wachbuch des Diensthabenden:

... Streife M. entdeckte eine erbrochene Mandarinenkiste. Drei Konservendosen waren gestohlen. Spuren wurden gesichert, Lagerhalle verstärkt beobachtet.

... LKW-Fahrer wollte in angetrunkenem Zustand sein Fahrzeug besteigen. Wurde verwarnt und nach Hause geschickt; Verkehrsaktiv benachrichtigt.

... In der Warnow wurde eine Wasserleiche angetrieben; durch Feuerlöschboot geborgen.

... Eisenbahnarbeiter führten selbständig Rangierarbeiten aus, ohne daß ein Rangierer anwesend war. Meister verständigt, Zustand verändert.

... Auf ausländischem Tanker wurde geraucht; Unterredung mit 1. Offizier; für Durchsetzung der Sicherheitsbestimmung wurde garantiert.

... Zwei Urlauber betraten unberechtigt das Hafengebiet; wurden belehrt und des Hafens verwiesen.

Kennzeichnend für die Genossen des Hafenpolizeireviers Rostock ist das Bestreben, eine immer engere Zusammenarbeit mit den Hafenarbeitern zu erreichen. Am 12. Mai dieses Jahres schloß die A-Schicht des Gruppenpostens Überseehafen mit der Schicht Riebe vom Umschlagbetrieb Überseehafen einen Freundschaftsvertrag ab.

„Unseren Schwerpunkt legen wir auf die Sicherung des Volkseigentums, den erhöhten Brandschutz und die Einhaltung der Arbeitsschutzbestimmungen", heißt es in dem Vertragstext.

„Und wie sieht das in der Praxis aus?" fragen wir den Gruppenpostenleiter.

„Das sieht so aus, daß sorgfältiger mit dem Verladegut umgegangen wird, daß die Genossen in der Freizeit der Brigade helfen und daß immer mehr Arbeiter uns helfen, Ordnung und Sicherheit im Hafengebiet aufrechtzuerhalten – durch verantwortungsbewußtere Arbeit aber auch durch nützliche Hinweise." So festigen die Genossen die Verbundenheit zwischen den bewaffneten Organen und den Werktätigen.

Beim Diensthabenden läutet das Telefon.

„Jawohl, ich notiere: 10.55 Uhr lief Feuerlöschboot ‚Patriot' zur Hilfeleistung aus. Ein Paddelboot war gekentert. Insasse gerettet, Boot aufgerichtet, 11.30 Uhr wieder angelegt. Danke. Ende."

Die Genossen waren auf dem Posten – so wie hier jeder auf dem Posten ist, beim Postendienst am Tor zur Welt.



Im Jahre 1945 erhielten wir aus der Sowjetunion Traktoren. Heute helfen wir Kuba. Auch für das ordnungsgemäße Verladen der Güter ist unsere Hafenpolizei verantwortlich.



Mann an Bord!

Bei diesem Käptn
hätte ich
schon Lust,
mal anzuheuern . . .

denn der versteht
(da wette ich!)
die Mannschaft
anzufeuern!

–h.

Aus der BÜCHERKISTE

„Die Front“; „Der Richtplatz“

2 Algerienbücher im Verlag „Volk und Welt“

Tahya El Djazair! – Es lebe Algerien! Mit diesem Ruf kämpfen seit Jahren Menschen für ihre Freiheit; diese Worte auf den Lippen starben Männer, Frauen, Kinder. Sie stehen in den Bergen Algeriens mit der Waffe in der Hand, sie werden gemordet in den Dörfern der Ebene durch Bomber, durch Panzer, durch Legionäre, sie erleiden viele Tode in den Folterstühlen der Fallschirmjäger und Fremdenlegionäre.

Frankreich – das reaktionäre Frankreich, muß man gerechterweise sagen – tut alles, um den Widerstand algerischer Helden zu brechen. Doch der Widerstand wächst, die A. L. N., die Nationale Befreiungsarmee Algeriens, wird stärker. Die französische Soldateska benimmt sich in diesem Land so, wie sich Faschisten in der Sowjetunion benommen haben: verbrannte Dörfer, verbrannte Erde, Konzentrationslager, angekaufte Verräter; doch wie die Faschisten von der Sowjetunion geschlagen wurden, werden auch Frankreichs Generale den Rückzug antreten müssen.

Betrachten wir heute zwei Bücher aus unserer Bücherkiste, die außerordentlich deutlich das Heldentum algerischer Menschen zeigen. Bücher, die Literatur sind und Zeugnis ablegen, wie diese Helden kämpfen, siegen, sterben und die auch für französische Patrioten zeugen, die sich gegen diese reaktionären Kräfte im eigenen Lande stellen und anerkennen, daß ein Volk frei sein eigenes Leben leben soll, daß es frei den Boden bebaut, der ihm gehört, und die für dieses ihr Bekenntnis mit Leib und Leben büßen müssen.

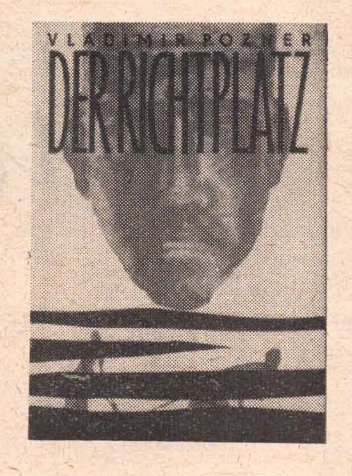


ROBERT DAVEZIES · DIE FRONT



Das eine, „Die Front“, ist anders als alle bisher erschienenen Algerienbücher. Hier kommt Algerien selbst zu Wort. Da fährt der Franzose Robert Davezies nach Tunesien und Marokko, er geht in das Grenzgebiet und spricht mit algerischen Flüchtlingen, die dort – aus ihrer Heimat vertrieben – hausen müssen. Er spricht mit Kämpfern der algerischen Befreiungsarmee und schreibt diese Gespräche auf. Fragen und Antworten ergeben ein Algerienbild, wie es deutlicher und ursprünglicher nicht sein kann. Kinder – ja Kinder! – berichten von ihrem Leid und von den Heldentaten, die sie vollbrachten, nachdem der Vater ermordet worden war. Greise beteuern, daß sie mit der Waffe gegen die Eindringlinge kämpfen würden, wenn es ihr Alter erlaubte. Frauen erzählen – die tapferen Frauen Algeriens –, denen Unsagbares zugefügt worden ist, und die für die Männer und Söhne sorgten, Frauen, die die Verwundeten pflegten, Munition schleppten, und die selbst zur Waffe griffen, um den verhaßten Feind zu schlagen. Schließlich sprechen die Soldaten selbst. Abd el Hamid und Fatima, Abd el Krim, Mohammed, der Arzt oder Fatiha, das ist das algerische Volk. Und so verschieden sie auch im einzelnen sind, sie vereint ein Gedanke, ein Ziel. Ihre Stimme ist die Stimme ihrer Regierung, die Meinung ihrer Regierung ist auch ihre. Es wird deutlich, was diese Menschen so unerhört stark macht, welche Gedanken ihr Handeln und ihr Siegesbewußtsein bewegen: Tahya El Djazair!

Anders und doch nicht anders ist Vladimir Pozners „Der Richtplatz“. Beeindruckt im ersten Buch die unmittelbare Nähe, so ist es hier die dichterische Kraft. Das ist gestaltet, ist echt und stark. Sehr unterschiedlich sind die sechs Erzählungen, sie strahlen – einem Stern ähnlich – in alle Richtungen und haben doch einen Mittelpunkt. Jede Erzählung ist Ganzes und Teil eines höheren Ganzen. Erschütternd ist die Liebesgeschichte, eine algerische Liebesgeschichte. Zwei Menschen, für einander bestimmt, sie können ihr Glück nicht finden. Sie werden auseinandergerissen von derselben Macht, die Algerier und Franzosen auseinanderreißt, sie werden in den Nil gestoßen wie der Franzose Louis Salvaing, der ein „Kolonialer“ wird. Er war ein Junge, der die Zukunft für sich hatte wie jenes Liebespaar, das auch glücklich sein wollte; die Algerier finden sich trotz allem in ihrer Liebe, er aber wird in Algerien schuldig und findet nur die Kraft, sich zu erschießen. Das Buch umfängt die Schicksale algerischer und französischer Menschen, starker und schwacher: Der zum Tode verurteilte Algerier und seine, ebenfalls zum Tode verurteilte Gefährtin, eine Französin, die schon bei den Nazis im KZ war; der Fähnrich, der aus Feigheit einen algerischen Jungen quälen läßt; die Soldaten, die tapfer sind und den Dienst in so einem Krieg verweigern, und denen man Feigheit vorwirft; die Anwälte, die diese Soldaten vor dem Kriegsgericht verteidigen – das ist Algerien heute, und Vladimir Pozner zeigt, wie sich die Menschen bewähren müssen, wie sie stark sind oder zerbrechen. Und bei aller Verhaltenheit, bei aller Poesie wird auch hier deutlich: Tahya El Djazair!



Claus

„**Nation Algerien**“, von **Marcel Egretaud**, ein Buch über die geschichtliche Entwicklung dieses Landes, erschien im Deutschen Militärverlag.

Peter Kast: „Unternehmen Z . . . A . . .“

3 Erzählungen, Kinderbuchverlag

Und der sterbende Kommissar gab ihnen den Auftrag: „Bleibt zusammen. Nur wenn einer von euch fällt, übernimmt der andere dessen Kartenteil. Ihr müßt unbedingt über den Fluß kommen. Auf der Karte sind die Munitionslager verzeichnet.“ So beginnt die Erzählung „Die Versprengten“.

Da hocken sie nun in der Höhle, der Spanier José, der Pole Stasi und August Möllering. Jeder von ihnen besitzt einen Teil der Karte. Und der Weg zum Ebro führt durch von Faschisten besetztes Gebiet. Auf der einzigen Straße zum Fluß rollt ununterbrochen der Nachschub der Franco-Soldateska.

Die drei Versprengten vom Thälmann-Bataillon schlagen sich zum Ebro durch, Tage und Nächte. Es geht durch die zerklüfteten Berge Aragoniens. Erbarmungslose Sonne. Hunger und Durst. Aber die Karte muß über den Fluß. Da finden sie das Kind. José nennt es Esperanza – „Hoffnung“. Die Männer verzichten auf den letzten Tropfen Wasser, um das weinende Kind zu beruhigen, denn die Faschisten sind in unmittelbarer Nähe. Und sie erfüllen den Auftrag des toten Kommissars.

Peter Kast hat das Leben dieser Männer gelebt, hat an ihrer Seite in Spanien gekämpft. Arbeiter, Kommunist – mußte er aus Deutschland fliehen, um den Nazis zu entgehen. Er emigrierte in die Sowjetunion. In Spanien half er die Freiheit, nicht nur des spanischen Volkes, verteidigen. Das sind Stationen eines kampfreichen Lebens. Der antifaschistische Widerstand in vielen Ländern Europas ist das Thema der in diesem Büchlein enthaltenen Erzählungen. Sein eigenes Erleben gibt ihnen die mitreißende Spannung. Peter Kast gestaltet Menschen, deren Schicksal uns nahegeht und uns Mahnung sein sollte. Ob jung oder alt, ganz selbstverständlich setzten sie alles ein, um den Feind der Menschheit, den Faschismus, zu schlagen. Sie wissen nicht, daß sie Helden sind.

Nicht nur nach Spanien führt uns der Autor. Die „**Nacht im Grenzwald**“ schildert deutsche Kommunisten, die Flugblätter über die tschechische Grenze nach Deutschland schmuggeln. Sie sind verraten worden, doch zwei Jungen warnen sie unter Einsatz ihres Lebens. In der dritten Erzählung, dem „Unternehmen Z . . A . . .“, schließen sich in einer kleinen holländischen Stadt die patriotischen Kräfte im Kampf gegen die inneren und äußeren Feinde zusammen. Diese fesselnd erzählten Episoden aus jener Zeit haben alle den einen Grundgedanken: Internationale Solidarität und Einheit des Handelns sind eine unüberwindliche Kraft.



Kuna

Von Peter Kast erscheint Ende September im Deutschen Militärverlag der abenteuerliche Roman „Der Millionenschatz vom Müggelsee“.

Unerwiderte Liebe

Eine Seemannsgeschichte von Peter Kast

Den Helden dieser Geschichte mit dem Spitznamen Lukas Donnerslag lernte ich im Grogkeller „Zum verbogenen Anker“ in Geestemünde kennen. Er hatte an jenem Abend seinen siebenten Grog getrunken und war besinnlich geworden. Seine hellen Ostfriesenaugen mit den rötlich-weißen Lidern schwammen in blauer Ferne, dann kam wie aus der Tiefe einer schuldbeladenen Seele das Geständnis: „Weißt du, daß ich die Schuld am Kriege hab'?“

„Nein“, gab ich ziemlich dümmlich zu. „Das wußte ich nicht.“

„Dann weißt du es jetzt“, nickte er düstern Gesichts und schlief ein.

„Laß ihn“, bat mich mein Nachbar zur Linken, der Maschinist vom Hafenschlepper „Sturmlieschen“, ein Mann namens Hein Dau. „Ich kenne die Geschichte, und wenn ich in Stimmung wäre, könnte man sie ja einmal erzählen.“

Ich bestellte rasch einen neuen Grog. Hein Dau setzte seinen Knösel in Brand, der blaue Qualm stand bald wieder wie Hecht über dem runden Stammtisch, und während Lukas Donnerslag neben uns im Sitzen schnarchte, erzählte sein Freund dessen Geschichte.

Sie begann im norwegischen Hafenstädtchen Stavanger, einige Tage vor Ausbruch des ersten Weltkrieges.

Lukas Donnerslag, damals Matrose auf „Torpedoboot S 13“, hatte seine Wurfleine nach dem Barfröken Ingeborg von „Piccadilly-City“ ausgeworfen.

„Er war aber“, betonte Hein Dau mit abschätzendem Seitenblick auf den Schlafenden, „eine Schönheit nie nicht gewesen. Und weil er keine war, darum mußte er versuchen, bei dem Mädchen anderswie zu landen. Geld hatte Lukas natürlich nicht. Als Kaisers Kuli verdiente er bloß fünfunddreißig Pfennig am Tag. Also brachte er Ingeborg am ersten Tage seinen blauschwarzen Brustknoten, woran immerhin ein Quadratmeter Seide war. Am zweiten Tag schenkte er ihr sein blütenweißes Paradehemd mit dem kornblumenblauen Rückenkragen, woraus sich die Frauen in den Häfen von Shanghai bis Frisco, von Hobooken bis Bombay ihre Blusen nähten. Am dritten, vierten und fünften Tag verehrte er ihr dies, das und jenes, und dann war der Seesack leer wie eine ausgepumpte Ölbilsche.“



Hein Dau sah in sein leeres Glas. Um den Fluß der Erzählung nicht aufzuhalten, bestellte ich noch einen Grog.

„Genau einen Tag vor der Kriegserklärung“, erzählte Hein Dau weiter, „war Lukas' Seesack leergeworden. Von den Matrosen wußte noch keiner, was für ruhmreiche, ruhmarme Zeiten heraufstiegen, und Lukas, verliebt wie ein Schellfisch im Golfstrom, ahnte schon rein gar nichts, als er an diesem Tag mit einem mehr symbolischen Geschenk in die Bar geschaukelt kam.

Ingeborg, prosaisch wie Frauen sein können, wenn sie nicht lieben, sah sich das Mützenband einmal von obenhin an, verstaute es irgendwo hinter dem Schanktisch und tat ohne Übergang mit einem französischen Matrosen nett, der zwei Tage vorher mit seinem Fischereischutzkreuzer in Stavanger eingelaufen war.“

Der Erzähler setzte dem Schläfer neben sich die heruntergefallene Schiffermütze wieder auf und fuhr fort: „Was soll ich mich mit der Vorgeschichte aufhalten, Lukas' Gesicht wurde krebsrot, dann schwefelgelb. Es packte ihn die Wut, und mit einem Male brüllte er Ingeborg an, sie solle ihm seinen Brustknoten, sein Paradehemd, dies, das und jenes und auch sein Mützenband wiedergeben. Dabei fuchtelte er ihr mit seinen Seehundsflossen vor dem Gesicht herum.

Nun verstand der französische Matrose von Deutsch soviel wie ein Ochs vom Spanischen. Er wähnte einen Angriff

auf seine Rechte abwehren zu müssen, und so entstand im Handwegwischen eine der bekannten seemännisch abgerundeten Keilereien. Piccadilly-City wurde einen Tag zu früh Kriegsschauplatz ...

Hein Dau lachte über seinen Witz. Ich tat höflicherweise das gleiche. „Der Kriegslärm lockte im Nu ein Dutzend deutsche Matrosen von der Backbord-Freiwache herbei, und unmittelbar hinterher stürmten zehn, fünfzehn Franzosen in die Bar. Piccadilly-City ging dem sicheren Untergang entgegen, da kamen norwegische Policemänner in Eilmärschen angerückt.


Illustration: Klimpke

Wer von den deutschen und französischen Matrosen konnte, setzte sich in blitzschnell zustande gekommener Harmonie durch Türen und Fenster ab. Dennoch erwischten sie sieben Verwundete. Tote waren glücklicherweise nicht zu beklagen. Auch Lukas Donnerslag wurde mit einer Schädelwunde in das Stadtgefängnis eingeliefert, jedoch zwei Stunden später dank der Intervention seines Kommandanten an Bord gebracht."

Der Erzähler Hein Dau, vom heißen Hauch der Geschichte gestreift oder auch nur vom Jamaica-Rum erhitzt, trocknete sich die Schweißperlen von der Stirn und wurde politisch.

„Während Lukas im Matrosendeck dahindämmerte", begann er geschraubt, „verfinsterte sich oben an Deck, wie überhaupt in ganz Europa, der politische Horizont. Die Funken im Äther knisterten von drahtlosen Chiffre-Depeschen, die deutschen, französischen und norwegischen Ordonnanzen rannten sich über den Haufen, und den Funkern in ihren Kabinen wuchsen in diesen Stunden vom Morsen Hühneraugen auf den Fingerkuppen.

So standen die Dinge, als Lukas Donnerslag zur Besinnung kam.

‚Was ist los an Deck?' fragte er kläglich, und jemand, der auch nicht mehr wußte, erwiderte: ‚Dicke Luft! Deine Weibergeschichte hat die internationale Diplomatie durcheinandergebracht!' Lukas wußte hierauf nichts Besseres zu tun, als erneut in Ohnmacht zu fallen ..."

Hein Dau pausierte, bis ein frischer Grog vor ihm stand, dann setzte er seine wichtigste Miene auf: „Nun verwandelten sich auf kleinen Kriegsschiffen die Militärgeheimnisse und selbst die als ‚ganz geheim' gehüteten ziemlich schnell in offene Geheimnisse. Es sprach sich also innerhalb kürzester Frist herum, daß die internationale Diplomatie unseres Lukas' Liebesgeschichte durchaus nicht als hinlänglichen Kriegsgrund betrachten wollte. Ja, durch Vermittlung der norwegischen Behörden kam sogar ein Gentleman-Agreement zwischen dem Kommandanten des deutschen Torpedobootes und dem Kapitän des französischen Fischereischutzkreuzers zustande, wonach die nun feindlich gewordenen Schiffe im zeitlichen Abstand von acht Stunden auszufahren hätten. Über das in der Bar vergossene Blut wurde nicht mehr geredet.

Wenigstens nicht offiziell. Hingegen verlor es bei den Matrosen und Heizern des deutschen Torpedobootes keineswegs an Bedeutung. Man besprach auf der Fahrt nach Helgoland immer wieder alle Phasen des Kampfes und verschwor sich, den immer noch stark mitgenommenen Lukas, den Urheber ihrer Ängste, in dem Glauben zu lassen, er ganz allein trage die Schuld an dem Zerwürfnis der Völker ..."

Hein Dau setzte dem schlafenden Helden dieser Geschichte zum zweiten Mal die heruntergefallene Mütze auf und sagte: „Lukas lieferte man in das Lazarett auf Helgoland ein. Dort stand er oft halbe Tage am Fenster und starrte nach Westen. Zeigte sich eine Rauchfahne am Horizont, wurde er unruhig. Nur langsam heilte sein Loch im Kopf zu. Die Ärzte behaupteten, ihm fehle es am Heilwillen und warfen ihn hinaus. Er kam auf sein altes Boot zurück.

Aber Lukas war nicht mehr der alte. Der bedächtige Ostfriese war ein Brummbär geworden, der an keiner Unterhaltung mehr teilnahm. Und eines Tages flog sein Boot auf eine Mine. Zum Glück lag die Nordsee so glatt wie eine Spiegelscheibe im Sonnenglast. Bis auf zwei Maate, die gerade achtern schliefen, konnten alle gerettet werden. Auch Lukas zog man wieder aus der großen Wanne. Er meldete sich sofort beim Kommandanten zum Rapport.

Was er wolle, fragte ihn dieser.

‚Mich freiwillig stellen.'

Bei wem er sich stellen wolle, verlangte der Offizier zu wissen.

‚Bei den Franzosen', antwortete Lukas. ‚Und wenn das nicht geht, bei den Engländern.'

‚So, so', meinte der Kommandant und fragte scheinheilig nach den Gründen zur Selbststellung.

‚Weil es raus ist, daß ich immer noch auf Torpedoboot S 13 fahre.'

Der Offizier blickte ihm besorgt in die Augen und bat ihn, doch ausführlicher zu werden.

‚Die Franzosen oder auch die Engländer suchen mich, weil ich in Stavanger ...' Militärisch knapp berichtete er, wie Piccadilly-City in Trümmer ging und versicherte, nun wolle er nicht länger zusehen, wie seine Kameraden und die Völker Europas für seine Dummheiten leiden sollten. ‚Ich bitte darum Herrn Kapitänleutnant, mich auszuliefern ...'"

Der Erzähler Hein Dau trank sein Glas in einem Zuge leer und schloß: „Lukas blieb bis zur Beendigung des Krieges auf Abteilung „Klaps" eines Marinelazaretts. Im November 1918 war er auf einmal wieder gesund. Später wurde er Steuermann auf ‚Sturmlieschen'. Und ob er überhaupt jemals krank war, das weiß allein der Klabautermann."

Hein Dau rüttelte seinen Steuermann wach. „Hiev hoch, den Anker, Lukas", brüllte er ihm ins Gesicht.

„Komm nach Hause! Ich liefere dich deiner Gesine aus." Lukas Donnerslag erwachte, warf sich in die Brust und knurrte: „Ich stell' mich freiwillig!"

Krachend schlug die Schott vom Grogkeller hinter den beiden zu. Ich aber blieb weiter beim Glase sitzen und dachte noch lange darüber nach, was alles in der Welt passiert, wenn eins das andere nicht wiederliebt.



Für das letzte Fleckchen Erde

VON DRAGOS VICOL, BUKAREST

Wir waren am Kommandoposten des Bataillons bei Major Dragusin versammelt und bereiteten den Angriff für die Morgenstunden des nächsten Tages auf die Stadt C. vor. Da meldete der wachhabende Soldat: „Sergeant Singeorzan bittet empfangen zu werden. Er hat einen Gefangenen mitgebracht."

„Er soll hereinkommen", antwortete Major Dragusin.

In der Hütte erschien ein hochgewachsener, magerer Mann in der Uniform eines Hitlerhauptmanns, mit eingefallenen Wangen, aus denen die Knochen leicht hervortraten, mit tief in den Höhlen liegenden unruhigen Augen hinter einem Zwicker, der an einer dünnen schwarzen Schnur hing, mit Lippen, die man kaum bemerkte. Hinter ihm erschien Sergeant Singeorzan, mittelgroß und gedrungen, Rock und Hose von Erde beschmutzt, den Helm in den Nacken geschoben, verschwitzt, schwer atmend, aber mit einem von einer großen Freude aufgehellten Gesicht. „Herr Major, melde gehorsamst, habe einen seltenen Vogel gefangen. Er krächzt hoch und trägt Bojarenaugengläser ... Ich habe ihn lebendig und unbeschädigt gefangen."

Wir brachen in Gelächter aus. Die Worte Singeorzans erfüllten mit einem Schlag die Hütte mit einer ansteckenden Fröhlichkeit. Unsere Stirnen, vor Anstrengung über den Karten und Plänen in Falten gelegt, entspannten sich.

„Hast ihn gerade richtig gebracht, Singeorzan", sagte Major Dragusin und erhob sich, um den Gefangenen genauer zu betrachten.

„Na, ich wußte es", lächelte Singeorzan geschmeichelt. Er rückte die Maschinenpistole zurecht und berichtete. „Ich bin losgezogen, um zu sehen, was noch auf dem Vorposten los ist ... Wissen Sie, Herr Major, wenn ich zu den Vorposten gehe, fühle ich mich näher dem Ort, wo das Vaterland zu Ende geht. Also fühle ich mich dem Tage näher, da wir den letzten Hitlerstiefel von unserem Boden verjagt haben ... Ich habe mir die Karte angesehen und festgestellt, daß wir bloß noch eine Handbreit Boden zu erobern haben ... und fertig ... und ich fühle in mir eine Ungeduld ... wie soll ich bloß sagen? Dort einmal endlich anzukommen und laut zu jauchzen und den Helm bis in den Himmel zu werfen!" Diese Worte, die so schlicht und natürlich ausgesprochen wurden, gingen uns zu Herzen. Unbewußt waren wir durch Singeorzans Rede tief bewegt. Tatsächlich, wir befanden uns irgendwo, nahe am Rande unseres Vaterlandes. Wir hatten noch ein, zwei Schritte, und das letzte Fleckchen rumänischen Bodens war dann frei. ... Das letzte Fleckchen Erde! ...

Vielleicht war unser auf morgen angesetzter Angriff der letzte Kampf auf rumänischem Boden.

Wir sahen uns verlegen an, weil wir nicht selbst daran gedacht und diesen Umstand im Fieber der Vorbereitung übersehen hatten ...

Singeorzan sprach weiter: „Im Vorposten von Pitic kam es mir auf einmal an, durch das Fernglas zu sehen. Ich wollte mal ins Weite sehen ... Und ich schaute herum und noch einmal, und plötzlich sah ich neben dem Eisenbahnwärterhäuschen aus Richtung C eine Bewegung. Ich sehe genauer hin und entdecke einen Mann, der versucht, aufs Eisenbahnwärterhäuschen zu kriechen. Ei, zum Teufel, sagte ich mir. Schau mal an! Obwohl es Herbst ist, sind die Störche von uns noch nicht weggeflogen! Einige, scheint es, wollen unbedingt sich für ewig ein Nest bauen ... Wenn's so ist, laß nur gut sein, Herr Storch! — Ich bin aus dem Vorposten herausgekommen und habe mich wie ein Fuchs zum Nest geschlichen ... Und da ist er! Ich habe ihn Ihnen gebracht ... Ist es nicht so, Herr Storch?" wandte er sich an den Gefangenen.

„Ich weiß nichts", antwortete dieser schnell und nahm sich auch die Brille ab, so als ob er es absichtlich tat, damit man sein verächtliches Lächeln nicht sehen sollte. Er nahm eine übertrieben stolze Haltung ein: eine Hand am Rücken, die andere vorne, die Finger zwischen den Knöpfen eingeklemmt.

Major Dragusin setzte sich auf seinen Platz zurück, auf die Patronenkiste, die ihm als Stuhl diente und wandte sich an mich: „Willst du den Dolmetscher spielen?" — „Zu Befehl, Herr Major!" — „Frag ihn, wie er heißt." — Ich fragte ihn. „Ich weiß nichts", antwortete der Gefangene kurz und abweisend. „Wo sind eure Truppen aufgestellt?" — „Ich weiß nichts!" — „Was suchtest du alleine in der Eisenbahnwärterhütte in Richtung C?" — „Ich weiß nichts!"

Hinter dem Rücken schäumte Singeorzan vor Wut. „Lassen Sie mich, ich will ihn schon fragen, Herr Major", knirschte er und nahm sich den Helm ab. Mit einer raschen Geste wischte er sich den Schweiß von der Stirn.

„Beruhige dich, Sergeant", schalt ihn gutmütig Major Dragusin. Aber Singeorzan konnte sich nicht beherrschen. „Er erfüllt meine Seele mit Gift, Herr Major! Wie ich ihn gefangen hatte und er das Rohr der Pistole auf sich gerichtet sah, ist er wie ein Waschlappen in die Knie gesunken. ‚Kamerad! Kamerad! Nicht! ...' Ich weiß nicht, was er alles noch gesagt hat. Und jetzt, als ob er einen Säbel verschluckt hätte! .. Überlassen Sie ihn mir, Herr Major! ... Mit mir wird er sprechen." Major Dragusin lächelte. Er blickte Singeorzan liebevoll an. Wie hatten alle den Sergeanten gerne. Er war ein Mensch, auf den Verlaß war. Er war scharfsinnig, hatte einen klugen Verstand und einen Mut, der Erstaunen erweckte.

„Gut, Sergeant!" — willigte der Major ein.

Singeorzan setzte den Helm auf und legte dem Gefangenen die Hand auf die Schulter, als wollte er ihn abführen und sagte: „Bitte schön, Herr Fritz!"

Der Gefangene zuckte zusammen. Der Zwicker fiel ihm von



der Nase und baumelte an der schwarzen Schnur, seine Wangen wurden grau.

„Hei, Herr Fritz!... Hei!“ bat ihn noch einmal der Sergeant, und der Gefangene stotterte: „Ich spreche! Ich sage alles!“ und begann loszuschnattern wie ein aufgezogener Spielkasten. Kaum konnte ich mit Übersetzen nachkommen.

„Ich gehöre der Einheit 385 an. — Die Truppen sind in C. untergebracht. — Feuerstärke: 6 Maschinengewehre, 3 Geschütze... soviel...“ Er sei desertiert. Er habe den Krieg satt. Er wolle lebendig wieder nach Hause kommen. — Darum habe er sich entschlossen zu sprechen. — Er sei kein Hitlerist! — Trotzdem habe er am Anfang geschwiegen, weil er nichts hätte verraten wollen. Er sei ja Soldat! Er lenke die Aufmerksamkeit der Herren Offiziere auf die Tatsache, daß die deutschen Truppen demoralisiert seien...

„Wo sind die Feuerstellungen aufgestellt?“ unterbrach ihn Major Dragusin. Der Gefangene schwieg eine ganze Weile. Er tat, als machte er Anstrengungen, um sich daran zu erinnern. Danach verlangte er ein Stückchen Papier und einen Bleistift. In einigen Minuten zeichnete er einen Plan. Er gab ihn Major Dragusin. „Bitte schön!“...

Wir beugten uns über den Plan und begannen, ihn zu studieren. Wir erkannten alle, daß es ein bis ins einzelne gehender Plan war, sehr klar und genau. Es bewies, daß der Gefangene nicht ein X-beliebiger war.

Der Plan brachte uns in Verwirrung. Wenn er wahrhaftig real war, wären unsere Vorbereitungen, die wir bis jetzt getroffen hatten, für die Katze gewesen. Und noch mehr! Der Angriff des nächsten Tages hatte für jeden von uns nun eine besondere Bedeutung. Es war ein Angriff, den wir um das letzte Stückchen besetzter rumänischer Erde führten. Singeorzan hatte in uns allen dieses Gefühl erweckt, und er war es auch, der uns mit seiner Ungeduld ansteckte. Wir wollten so rasch wie möglich an die Stelle kommen, wo wir sagen konnten: „Endlich! Unser Vaterland ist frei! Weiter Jungens!“...

Aber wenn der Gefangene log? Konnte man etwas Gutes vom Feind erwarten?

Ich sah Major Dragusin an. Er studierte eingehend die Stellung des Gegners und verglich es immer wieder mit dem, was wir alle zusammen gezeichnet hatten. Von Zeit zu Zeit sah er hoch, irgendwohin über unsere Köpfe hinweg und trommelte nervös mit dem Finger auf das Brett, das als Tisch diente.

Nach einer Weile sagte er: „Ich will, besser gesagt, ich wünsche es von ganzem Herzen, daß wir ohne große Verluste dort ankommen, Sergeant Singeorzan! So viele wie nur möglich, wenn nicht alle! Verstehst du?“

„Ich verstehe, Herr Major“, antwortete der Sergeant ernst. „Bevor du kamst, dachte ich an nichts anderes als an die Kampfvorbereitungen. Ich sah im morgigen Angriff einen Kampf wie alle anderen Kämpfe. Jetzt aber sehe ich viel mehr und etwas ganz anderes...“

„Ich habe verstanden, Herr Major!“ wiederholte Singeorzan, und seine Augen glänzten.

Der Major richtete seinen Blick auf den Gefangenen. „Lüge nicht! Gib acht, es kann dich dein Leben kosten!“

„Ich lüge nicht!... Sie können mich erschießen, wenn...“, antwortete dieser und richtete die Augen zu Boden.

„Bring' ihn weg!“ befahl der Major und Singeorzan brachte den Gefangenen hinaus. Major Dragusin begann nachdenklich in der Hütte auf und ab zu gehen. Wir, die vier Kompanieführer, sahen gespannt auf ihn. Da läutete das Telefon. Der Major hob den Hörer auf. „Hallo! Major Dragusin!... Sdrastwuitje, Towaritsch Polkownik!... Sdrastwuitje!... Wie?... Ich habe verstanden! Ja, ich habe verstanden!... Spassibo!“

Er legte den Hörer auf und sagte: „Oberst Pamforow teilt uns mit: Morgen, den 25. Oktober 1944 muß Rumänien vollkommen befreit werden! Seid tapfer! Wir sind an eurer Seite! Habt Vertrauen zu uns! Viel Erfolg!

— Und trotzdem, ist der Plan des Deutschen real?“

„Herr Major, haben Sie Vertrauen zu mir?“ erklang in diesem Augenblick die Stimme Singeorzans, der unbeobaehtet wieder in die Hütte zurückgekehrt war. „Warum?“

„Geben Sie mir eine Kopie des Planes, damit ich ihn überprüfen kann. Wir müssen viele dort ankommen... Geben Sie mir ein Telefon und eine Spule Kabel mit. Nicht wahr, Herr Major, das erlauben Sie mir?“

Niemand konnte Singeorzan etwas ablehnen. Nein. Er war ein Mensch, der immer wußte, was er wollte, und wenn er was wollte, dann konnte ihn nichts davon abbringen. Major Dragusin atmete erleichtert auf. Er drehte sich zu uns um und bekannte offen:

„Eigentlich habe ich die ganze Zeit an ihn gedacht. Ich danke dir, Singeorzan!“

Er näherte sich ihm, nahm seine Hand, drückte sie ihm kräftig und umarmte ihn herzlich.

„Bei Nacht, Singeorzan... Und behalte die Verbindung mit mir!“

Das Gesicht Singeorzans rötete sich. Seine Augen strahlten mit solcher Kraft, daß wir, die anderen, uns von unseren improvisierten Stühlen erhoben und die Hand zum Rande des Helmes führten, fast ohne daß uns dies bewußt wurde.



Diese Nacht war die schwerste Kriegsnacht. Obwohl kein Kanonendonner ertönte und auch kein Maschinengewehr knatterte. Diese Nacht war die gewaltige Grenze zwischen Heute und Morgen, dem Tag, den jeder von uns von ganzem Herzen und um jeden Preis erleben wollte. Ein Tag, der schon lange in uns brannte, den wir jetzt schon als erfüllt betrachteten. Ihm zu Ehren hatten sich die Soldaten an die Brust Ästchen mit verwelkten Blättern angesteckt, ihm zu Ehren rauchten sie jetzt schon die letzte Zigarette in den Schützengräben vor dem Angriff, und auch ihm zu Ehren drang Singeorzan jetzt zusammen mit noch einigen anderen durch das dichte und schwere Dunkel, durch das kaum der Wind hindurchkam.

An seinem Kommandoposten stand Major Dragusin wie versteinert neben dem Telefon. Er wartete, die Stimme Singeorzans zu hören. Aber dessen Stimme kam nicht. Die Stunden vergingen sehr langsam, zum Verrücktwerden langsam... Wir saßen unbewegt, mit gespitzten Ohren, jede Bewegung, jedes kleinste Geräusch wahrnehmend. Und es schien mir, daß über uns die Bedrohung eines einzigen Schusses schwebte. Ein Schuß, der alles zerstören konnte, was

(Fortsetzung auf Seite 484)



Als ich ihn begrüßte, wurde sein Gesicht so freundlich wie das vom Regimentskommandeur in „Schritt für Schritt“, und über meine Blumen freute er sich mehr als sie wirklich wert waren.

in schreibender Soldat bin ich nicht, mehr ein filmvorführender, sozusagen. Doch der Redakteur, der mir zwei Tage lang jeden Wunsch von den Augen abgelesen hat, als wäre ich nicht Stabsgefreiter, sondern General, sagt heute plötzlich zu mir: „Schreib's auf, Kisch, was du erlebt hast.“

Da bringe ich es nicht übers Herz, ihn zu enttäuschen und mache mich an das harte Brot.

Und zwar begann das Ganze so:

Als ich erfuhr, ich habe das große Los im „AR“-Filmpreisausschreiben gewonnen und soll deshalb zum Genossen Hindemith kommen, da war ich fast erschrocken. Der ist Nationalpreisträger, dachte ich, und gleich zweimal, und was bin ich?

Dann kam's aber ganz anders.

Ich fahre also zur Volksbühne nach Berlin. „Affaire Blum, heute Premiere“, lese ich. Genosse Hindemith wird den Regierungspräsidenten spielen. An den Garderoben ist großer Andrang. Und als die Frauen erst die Mäntel abgegeben haben, sehe ich einiges, was man



Zu Besuch bei

weilte der Gewinner des großen „AR“-Filmpreisausschreibens,



Während der Premierenpause: „Genosse Kommandeur, Schauspieler Hindemith ‚aufgeklärt‘“.

in unserer abgelegenen Gegend an der Küste nur während der Saison vor die Augen kriegt. Bloß gut, daß der Genosse Hindemith hinter der Bühne ist, der könnte sich hier bestimmt nicht sammeln, denn Schauspieler müssen das vor dem Auftritt, habe ich mal gehört. Auch für mich ist es am sichersten, in den Zuschauerraum zu verschwinden, überlege ich. Aber da sagt ein freundlicher Portier zu mir, hinter der Bühne sei noch was zu erledigen. Da bin ich mitgegangen. Plötzlich sehe ich ihn vor mir, den Genossen Hindemith. Ein richtiger Regierungspräsident, Amtsmiene und Cut. Als er mich sieht, wird sein Gesicht so freundlich, wie das vom Regimentskommandeur in „Schritt für Schritt“.

Ich drücke ihm die Blumen in die Hand, und er freut sich darüber mehr als sie wert sind. Dann klingelt es zur Vorstellung, aber er vergißt immer noch, sich zu sammeln und fragt, wie ich als Soldat lebe und die Freizeit verbringe.

Als er erfährt, daß ich nach Dienst mit meiner TK35 Filme vorführe, meint er: „Da sind wir doch fast Berufskollegen." Jetzt ist mir gleich wohler. Das ist ein feiner Kerl.

In der Pause hat er mir dann die Bühne gezeigt, auch seinen Präsidentenschreibtisch. Er gab mir den Hörer von einem altmodischen Telefon in die Hand und sagte, mein Kommandeur sei am Apparat und wolle wissen, ob ich den Schauspieler Hindemith gefunden hätte. Da habe ich den Spaß mitgemacht und gemeldet: „Der Schauspieler Hindemith ist ‚aufgeklärt!'"

Der Redakteur runzelt die Stirn.

Schon so viel Zeilen geschrieben, und immer noch nicht raus aus der Volksbühne. Da muß ich eben unterschlagen, worüber ich mich mit dem Genossen Hindemith beim Abendbrot und in seiner Wohnung unterhalten habe. Das ist schade, denn wer in 40 Filmen mitgespielt hat, der kann auch was erzählen. Schreibe ich nur noch etwas vom Besuch bei der DEFA. Drehen die doch mitten im Sommer einen Film vom Winter. Schwitzend stehen Genosse Hindemith und ich inmitten einer „Schnee-



Uneingeschränkte Autorität bei seinen Mitarbeitern genießt DEFA-Architekt Ernst Pech. Da er schon äußerlich die reinste Respektsperson ist, hielt ich ihn zuerst für den Professor Maetzig, von dem mir „Der schweigende Stern" und „Septemberliebe" so gut gefallen hatten.

Prominenten



Stabsgefreiter Kurt Kuckert

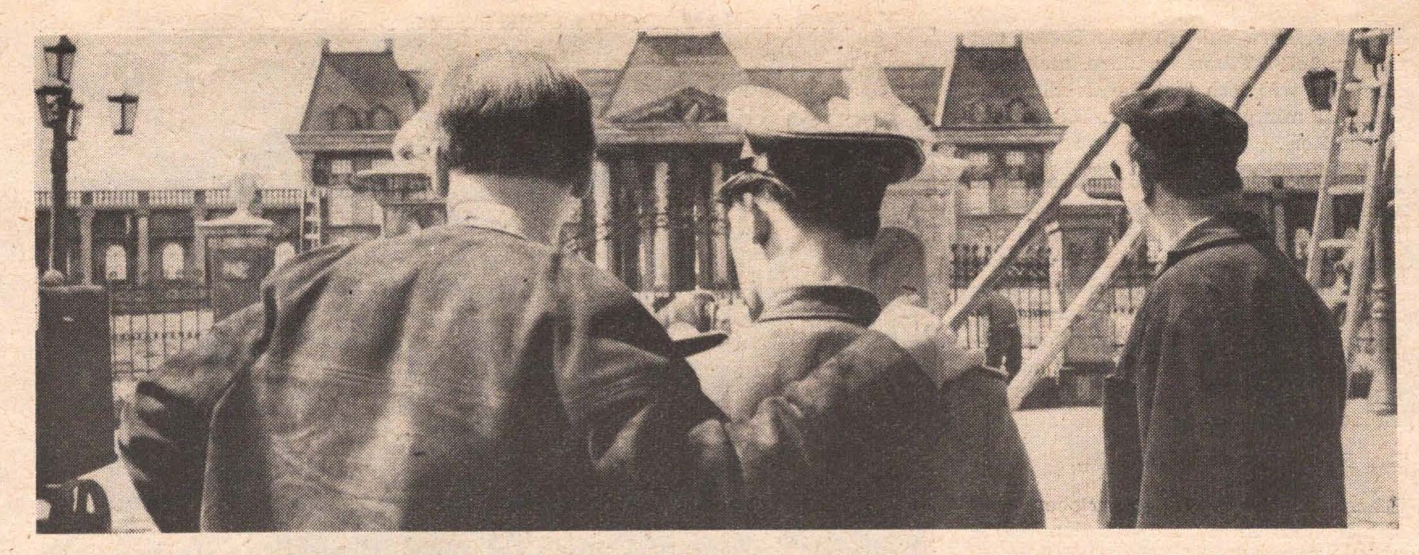
landschaft". Ich hab's sofort gemerkt, nichts als Salz und Gips.

Dreihundert Meter weiter ist echter Sommer. Bauleute haben für den Märchenfilm „Das Kleid" ein mächtiges Schloß aufgebaut. Der Architekt Oskar Pietsch fragt uns, ob wir für ein paar Minuten eine große Rolle übernehmen können. Wir sagen ja und gehen langsam auf das Schloß zu. Es wird immer kleiner. Als wir dann die Arme hochheben, können wir die Hand durchs Fenster im zweiten Stock stecken. Das hatte ich nicht erwartet, wie man sich doch durch die Perspektive täuschen lassen kann. Damit war die „große Rolle" im kleinen Schloß gespielt. Oskar Pietsch hatte uns beide auf den Leim geführt.

Solche Architekten wie ihn gibt es noch mehr bei der DEFA, z. B. Ernst Pech. Der ist schon äußerlich die reinste Respektsperson, und ich hielt ihn deshalb für den Professor Maetzig von der „Septemberliebe". Kurz darauf, als ich mir das DEFA-Sinfonieorchester bei der



Als ich dem DEFA-Sinfonieorchester bei der Probe zu „Der Traum des Hauptmann Loy" zuhörte, trat jemand auf mich zu: „Maetzig! Glückwunsch zum Treffer im Preisausschreiben."



Bauleute hatten für den Märchenfilm „Das Kleid" ein mächtiges Schloß aufgebaut, das schon von weitem großen Eindruck auf uns machte.



Zu Besuch bei Prominenten

Probe zu „Der Traum des Hauptmann Loy" anhörte, trat jemand auf mich zu: „Maetzig! Herzlichen Glückwunsch zu diesem Treffer im Preisausschreiben!" „Kuckert, danke schön", antwortete ich verdutzt. Wenn der wüßte, daß ich ihn neben Ernst Pech glatt übersehen hätte. Er ist aber auch viel kleiner als dieser. (Natürlich rein äußerlich, soll ich an diesen Satz noch 'ransetzen, rät mir der Redakteur.)

Noch eines fand ich lustig. Als ich den mit Professor Maetzig verwechselten Ernst Pech fragte, was er denn so verdiene, meinte er, wir verdienen hier bei der DEFA rechts und links und ab und zu ein paar hinter die Ohren. Da dachte ich mir schon, das kann nicht der Professor Maetzig sein.

Etwas muß ich unbedingt noch erzählen. Vor einem Atelier, in dem man den Film „Der Tod hat ein Gesicht" drehte, stand ein Übertragungswagen, in welchem tüchtig geschimpft wurde. Einer rief: „Heute spielen wir mit harten Bandagen!" Die Stimme kenn' ich doch, denke ich, und ich schaue 'rein, wer hier bei dieser Hitze in welchem Film mit harten Bandagen spielen muß. Was sehe ich? Der Genosse Günther Simon spielt — einen Skat. Mir schlägt das Herz gleich höher. Als



Als Genosse Hindemith und ich kurz darauf ganz nahe an das Schloß herangegangen waren, konnten wir unsere Hände durch die Fenster im zweiten Stock stecken. So hatte uns die Perspektive getäuscht.



„Schneelandschaft" nennt sich das. Eine Zauberei aus Gips und Salz.







Nicht einmal die Kraft zweier Nationalpreisträger vermochte den „Kalibern" der Volksarmee etwas gleiches entgegenzusetzen.

er mich fragt, ob wir Soldaten auch Skat spielen, merke ich, der liest keine „Armee-Rundschau", zumindest nicht die Skataufgabe.
Jetzt kommt die Chance deines Lebens! überlege ich. Aber da ruft jemand, der Günther Simon soll drehen kommen. Ich denke, jetzt mußt du am Mann bleiben und gehe mit.
Ein Labor ist aufgebaut. Im Scheinwerferlicht schwitzen eine Katze, Kaninchen, Günther Simon und die Schauspieler Kutschera und Richter, die letzten drei in weißen Kitteln. Um sie herum stehen eine Menge Leute, denen der Regisseur Hasler mit Kommandeursstimme befiehlt, sie sollen den Mund halten. Genosse Hindemith sagt zu mir: „Die vielen Leute, die hier herumstehen, werden auch bezahlt, denn jeder wird im entsprechenden Moment gebraucht. Es ist wie im Getriebe von Ihrem Filmvorführwagen, immer nur zwei Zähne greifen ineinander."
Ich könnte noch viel erzählen. Doch der Redakteur macht ein ratloses Gesicht, wie unsereiner bei einer unangemeldeten Inspektion. Kein Platz mehr!
Nur noch eines: In der nächsten Drehpause frage ich den Günther Simon, wie es mit einem kleinen Skat wäre. Er nickt, und Genosse Hindemith gibt. „Seien Sie immer zuvorkommend", hatte mir mein Politstellvertreter noch vor der Reise eingeschärft, und so kam es auch, daß Günther Simon sein Spiel souverän gewann. „Hinterlassen Sie mir bei den Babelsbergern aber auch nicht den Eindruck einer uniformierten Ladehemmung", hatte mein Kommandeur den Politstellvertreter ergänzt. Und so lasse ich das nächste Blatt nicht vom Tisch gehen. Genosse Hindemith schreibt: Grand — mit Dreien, Spiel Vier, Schneider Fünf. Zwei Nationalpreisträger geben mir die Hand. Und der Redakteur entzieht mir jetzt Wort und Bleistift.
Wenn jedoch die Leser darüber unzufrieden sind oder gar Lücken in meinem Bericht entdecken, so ist das seine Schuld, und es würde mir leid tun, wenn es ihm so erginge, wie einem Berliner Baumeister, von dem mir Genosse Hindemith erzählte. Dieser Baumeister schaute sich kritisch die Häuser an, die er gebaut hatte. Da begegnete ihm der berühmte Bertolt Brecht und sagte: „Nun stehste, kiekste und bereuste."
Ja, beim Genossen Hindemith, in Berlin und bei der DEFA hat's mir gefallen.





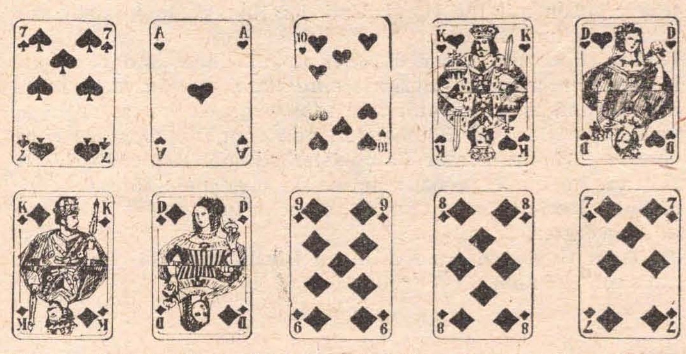
Drum sagen Sie mir, „bist Du's oder bist Du's nicht"? Fotos: Ernst Gebauer

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. militär. Ehrengruß, 7. Fluß in Nordkaukasien, 10. Gipsart, 11. Stadt in Württemberg, 12. Spielkarte, 13. Teil des Schießplatzes, 18. frz. Märchenriese, 21. Figur aus „Egmont", 23. deutscher Filmregisseur, 24. Stadt in Sibirien, 25. Teil des Barrens, 26. Lebensbund, 28. Männername, 29. Stadt im Bez. Magdeburg, 31. Stadt in der ČSSR, 32. Sumpflandschaft, 33. Ölfrucht, 34. drittgrößter brasil. Staat, 35. weibl. Vorname, 37. griech. Muse der Geschichte, 39. Form des Sauerstoffs, 40. Schmiermittel, 42. Kampfgas, 43. jugosl. Währung, 44. Abwesenheitsnachweis, 45. Dichtungsmittel, 47. Bez. der DDR, 50. Schwimmer des ASK Rostock, 55. polnische Armeesportvereinigung, 56. Musikinstrument, 57. frz. Hafenstadt. 58. nordfries. Insel, 59. Fluß in Frankreich.

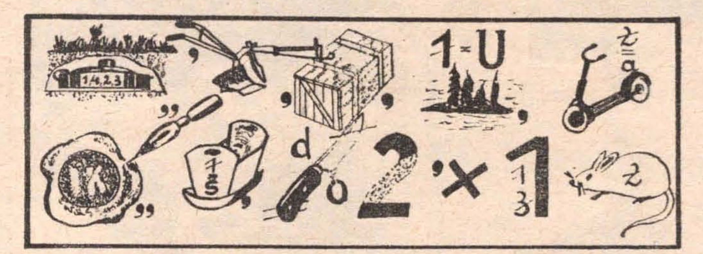
Senkrecht: 1. imperial. Aggressionspakt, 2. Stadt in Nordfrankreich, 3. Treibstoffbehälter, 4. Übersetzungsstufe des Schaltgetriebes, 5. bekannter deutscher Rechtsanwalt, 6. altgriech. Philosophenschule, 7. Gefäß, 8. in Süd- und Südostasien verbreitetes Genußmittel, 9. estn. Hafenstadt, 14. Angehöriger einer Volksrepublik, 15. Laubbaum, 16. Feierlichkeit, 17. Stadt in Belgien, 19. Langstreckenläufer des ASK Berlin, 20. bedeutendster holländ. Maler, 21. Burg in Athen, 22. Sportschütze des ASK, 27. deutscher revol. Dichter (1797–1856), 30. portug. Kolonie in Vorderindien, 31. sowj. Schriftsteller, 36. Sucht, Trieb, 38. Nebenfluß der Aller, 40. Hafenstadt in Algerien, 41. Nebenfluß des Rheins, 45. Fluß zum Asowschen Meer, 46. Raubtier, 48. Fußballspieler des ASK Berlin, 49. Blume, 50. Stadt an der Lippe, 51. Regel, Richtschnur, 52. Berg bei Innsbruck, 53. Edelmetall, 54. dänische Insel.

Skataufgabe



Vorhand spielt mit abgebildetem Blatt Karo. Im Skat liegen Kreuz Neun und Kreuz König. Wie können die Karten verteilt sein, wenn der Spieler mit 66 Augen gewinnt?

Bilderrätsel



Die Losung ergibt einen Ausspruch Juri Gagarins in einem Gespräch mit Bruno Leuschner.

BUCHSTABENSTREICHEN

Udine — Grotte — Carmen — Meise — Tunis — Achat — Nurmi — Leine — Dekan — Dampf — Kran — Luft — Siena — Liste — Laucha — Seiner — Kugel — Natur — Iskra — Fest.

In jedem dieser Wörter sind 2 Buchstaben zu streichen. Die stehenbleibenden Buchstaben ergeben, aneinander gereiht, einen Ausspruch Maxim Gorkis.

DENKAUFGABE

Wir haben neun Billardkugeln vor uns, die sich äußerlich völlig gleichen und alle 300 g wiegen — bis auf eine, die 305 g wiegt. Uns steht eine Hebelwaage ohne Gewichte zur Verfügung, mit der wir nicht das absolute Gewicht, sondern nur das Verhältnis zweier (oder mehrerer) Kugeln zueinander feststellen können.

Die Aufgabe besteht darin, mit nur zwei Messungen mit Sicherheit die eine etwas schwerere Kugel zu ermitteln.

Auflösungen aus Heft 7/61

Mittelhand spielt mit den Karten: Kreuz-Bube, -Zehn, -Dame, Pik-König, -Acht, Herz-König, -Neun, -Sieben, Karo-König, -Dame. Da Vorhand 40 Augen und die anderen jeder 30 Augen haben, müssen zwei Zehnen im Skat liegen.

1. Stich: Pik-Bube, Kreuz-Bube, Karo-As (15 Augen). — 2. Stich: Herz-Sieben, Herz-As, Karo-Neun. — 3. Stich: Herz-Bube, Karo-Dame, Karo-Bube. — 4. Stich: Karo-Zehn, Karo-König, Herz-Acht. — 5. Stich: Kreuz-Acht, Kreuz-Zehn, Kreuz-Sieben (10 Augen).

Denksportaufgabe. Der Wagen rollt weiter, wenn beide Soldaten gleichzeitig abspringen. Beim Absprung e i n e s Genossen wird auf den Wagen ein Druck p ausgeübt. Die Strecke x, die der Wagen jetzt rollt, ist abhängig von p und dem Rollwiderstand w, der sich wiederum reziprok proportional (umgekehrt verhältnisgleich) zum Gewicht des Wagens g verhält. Mit anderen Worten: Je schwerer der Wagen, desto größer der Rollwiderstand, desto kürzer die Strecke bei gleichem Druck — das kennt jeder aus der Praxis.

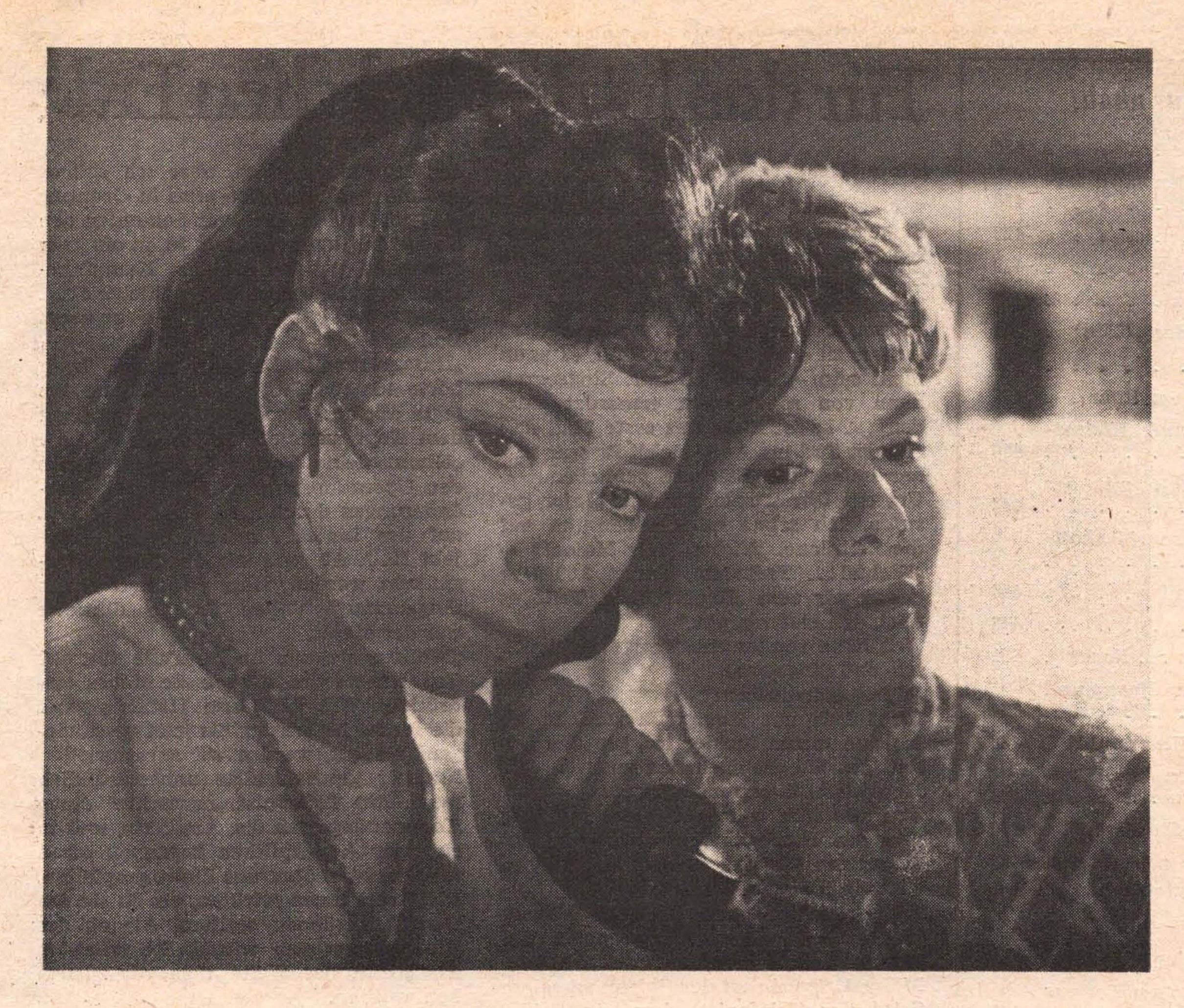
Daraus folgt: Springen beide Soldaten zusammen ab, wirken 2p auf g, durch w beeinflußt rollt der Wagen 2x.

Springt zunächst e i n e r ab, wirkt p auf g + G (das ist das Gewicht des 2. Genossen, der ja auf dem Wagen steht), w nimmt zu, die Strecke wird kürzer, wird y. Wenn jetzt der zweite springt, wirkt wieder p auf g, und der Wagen rollt x. Zusammen sind das x + y, und da y kleiner ist als x, wie wir gesehen haben, rollt also der Wagen weniger weit als im ersten Fall.

Eigentlich ganz einfach, wenn man's weiß, nicht wahr?

Kreuzworträtsel. W a a g e r e c h t : 1. Janke, 3. Hasek, 6. Titus, 9. Bebel, 11. Major, 12. Lager, 13. Staub, 14. Reede, 15. Unger, 16. Ems, 18. Rom, 20. Arie, 22. Ära, 24. Torr, 25. Fuge, 27. Pferd, 29. Ekel, 30. Muskete, 32. Hobel, 33. Ulja, 36. Tinko, 37. Angriff, 38. Arsenal, 42. Dolle, 43. Saar, 44. Motto, 46. Granate, 49. Olaf, 51. Osten, 53. Wels, 54. Brie, 55. Dach, 57. Park, 59. Bau, 60. Uri, 62. Lhasa, 63. Nebra, 65. Namur, 67. Maxim, 68. Adria, 69. Armee, 70. Erato, 71. Slawe, 72. Ebene.
S e n k r e c h t : 1. Jalta, 2. Ehre, 3. Hesse, 4. Emu, 5. Kabine, 6. Torpedo, 7. Ire, 8. Sperre, 9. Blum, 10. Larve, 17. Maat, 19. Orkan, 21. Rau, 23. Aprikose, 24. Tiefland, 25. Flur, 26. Golf, 28. Rhodos, 30. Maas, 31. Sosa, 34. Liga, 35. Affe, 39. Rahe, 40. Eros, 41. Akaba, 45. Tornado, 47. Rohr, 48. Tor, 50. Frunse, 52. Tennis, 53. Wolga, 56. Curie, 58. Kimme, 61. Imme, 64. Rat, 66. Aal.

Schach. W e i ß : Ka1, Tc6, Ld5, Bf7; S c h w a r z : Kh7. Verfasser **Ch. Tomlinson. 1. f8 L!** Würde sich Weiß eine Dame gemacht haben, wäre Schwarz patt, so aber wird er nach 1. . . . Kh8 2. Th6 matt.



„DREI KAPITEL GLÜCK“ schenkt das freigebige Babelsberg seinem Filmpublikum in diesen Tagen. Die junge Berliner Schauspielerin Gisela Büttner (links im Bild neben Gerlind Ahnert) bot in der Rolle der Ev eine überzeugende Leistung. Ihr Name sollte deshalb nicht das letzte Mal auf einer Besetzungsliste zu finden sein.

Foto: DEFA - Kroiss

Aus dem Inhalt:

Das Redaktionskollegium
Anschrift der Redaktion: Berlin N 3, Postschließfach 7986, Telefon: 42 68 41 und über 22 06 0

„Armee-Rundschau" Illustriertes Armeemagazin

Herausgegeben im Deutschen Militärverlag, Berlin N 3, Postschließfach 6943, Liz.-Nr. 5/I

Gesamtherstellung: Druckerei des Ministeriums für Nationale Verteidigung (650)

Erscheint monatlich, Vierteljahresabonnement 3,— DM.

Bestellungen bei der Deutschen Post

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion.

Für nicht angeforderte Manuskripte und Fotos übernimmt die Redaktion keine Haftung.

Titelbild:
Verbindungsflieger der NVA

Rücktitel:
Deutsche Kanu-Meisterin im F 1 1961 Ursel Gläser vom ASK Vorwärts Leipzig

Fotos 1. und 4. Umschlagseite Ernst Gebauer

Redaktionsschluß des Heftes: 3. Juli 1961

Für das letzte Fleckchen Erde

(Fortsetzung von Seite 477)

wir geplant hatten. Ein Schuß, der Singeorzan den Mund mit Erde zustopfen und verhindern konnte, daß seine Stimme schwingend durch das Telefonkabel kam, um uns zu dem Morgen zu führen, der so erwartet wurde und so schwer zu erreichen war. Nein, es kann nicht sein — sagte ich mir. Singeorzan kann von niemandem ermordet werden!... Es ist nicht das erste Mal, daß er dem Tod ins Auge sieht! Er war bisher immer der Stärkere geblieben.

Um ein Uhr wurde ich vom Major gerufen. Ich setzte mich neben ihn auf die Zeltplane. „Nichts, Herr Major?" — „Nichts!... Trotzdem, Punkt 3.00 Uhr gehen wir zum Angriff über. Teile es auch den anderen mit."

„Ich habe verstanden. Trotzdem glaube ich, daß Singeorzan ..."

„Wir werden sehen!"

Ich kehrte zur Kompanie zurück und schickte meine Melder los, um den Befehl des Majors auch den anderen drei Kompanieführern mitzuteilen.

Um 3.00 Uhr war es dunkel und still. Nur das Rascheln der noch nicht abgeernteten Maiskolben und von Zeit zu Zeit ein Vogelgeflatter.

Wir zogen los, uns in das tiefe Schweigen hüllend, die Phosphornadel des Kompaß verfolgend.

Major Dragusin an der Spitze, an seiner Seite der Telefonist, dem ein Soldat folgte, der die Spule mit jedem Schritt aufwickelte.

Wie lange wir so durch die pechschwarze Dunkelheit gingen, weiß ich nicht. Ich erinnere mich aber, daß ich auf einmal hinter meinem Rücken Geflüster hörte.

„Sie haben ihn gefangen ... Und jetzt warten sie, daß wir ihnen in die Hände fallen!"

Und in dem Augenblick erinnerte ich mich an den Gefangenen. Die Deutschen haben uns eine Falle gestellt. Sie haben ihn eigens geschickt, um uns irrezuführen. Um uns zu täuschen, damit wir vorgetäuschte Objekte angreifen sollen, während sie uns von der Seite oder von rückwärts angreifen können und uns danach alle durch den Kugelregen laufen lassen. Warum ist mir das nicht früher eingefallen?

Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, Major Dragusin alles, was ich dachte, zu sagen. Ich überließ das Kommando einem Untergebenen und lief, den Kommandeur des Bataillons zu erreichen. Ganz außer Atem sagte ich ihm alles.

„Ich wußte es", sagte er mir. „Darum habe ich die Initiative Singeorzans bewilligt. Eigentlich werden sie in ihre eigene Falle geraten ... Nur wenn Singeorzan ..."

Er brach plötzlich ab und drückte den Hörer ans Ohr. „Hallo?" Er warf sich zu Boden und deckte sich mit der Zeltplane zu. Im selben Augenblick blieb das Bataillon stehen. Ich hörte fast nichts von dem, was der Major unter der Zeltplane sprach, aber ich spürte, daß alles gut war, daß alles in Ordnung ging und wir in ein paar Sekunden den Kampf beginnen würden. Ja, in ein paar Sekunden werden wir den Kampf beginnen, vielleicht ... Was vielleicht?! ... Sicher! Der letzte Kampf auf unserem Boden!

„Unterleutnant Dragos, komm her!" hörte ich die Stimme des Majors. Ich legte mich zu Boden und schlüpfte mit dem Kopf unter die Zeltplane.

„Nimm deine Taschenlampe ... Nimm den Operationsplan und führe die Veränderungen durch ... So ... Objekt I ... auf der Linie ... neben ... so ... Objekt II ... Ah, wie wir dir da was vorgaukeln werden, Herr Hitlerist! Bravo Singeorzan!" Voller Freude diktierte mir der Major.

„Wollten sie uns in die Falle führen? Gut, wir werden sie wie die Mäuse zerdrücken! Wie die Mäuse! Haben sie wie die Fische im Wasser bis jetzt geschwiegen? Na gut, werden wir sprechen!"

Nachher geschah alles unbeschreiblich rasch. Ein Telefonist „erwischte" einen Kommandoposten der Artillerie, und in ein paar Augenblicken begannen schon die Granaten über uns hinwegzupfeifen. Die Explosionen wirkten, als ob sie das Dunkel anzünden wollten. Als ob der Himmel zerrissen würde. Sie erhellten das Weite, das Weite, dem wir zustreben wollten.

„Aber Singeorzan?" fragte jemand.

„Singeorzan stirbt nicht!... Seid beruhigt! Singeorzan weiß immer, was er tut!" antwortete ich, und in dem Augenblick rief ich: „Vorwärts, Jungens! Für die Befreiung des letzten Fleckchens Erde!" ...

Major Dragusin hatte das Angriffszeichen gegeben.

*

Der Kampf dauerte lange und war hart. Überrascht, weil stark angegriffen, von wo sie es nicht erwartet hatten, begannen die Hitleristen sich zurückzuziehen. Mit Klauen und Zähnen jede Handbreit Boden, jeden Baum, jedes Haus, jedes Hügelchen verteidigend.

Als wir hart an der Grenze waren, wurde Singeorzan verwundet. Es war seine dritte Verwundung bei den Kämpfen in Siebenbürgen. Er verbiß den Schmerz und schleppte sich zu einer von Splittern zerkratzten Egge und umarmte sie, Tränen der Freude in den Augen. Die Soldaten warfen die Helme in die Luft und riefen „Hurra!"

„Herr Major, nehmen Sie mich weiter mit", wandte sich Singeorzan an Dragusin, „es wird mir schon wieder besser werden. Es ist ausgeschlossen, daß ich nicht bis zum allerletzten Ende mit dabeisein soll." Tief bewegt beugte sich Dragusin über Singeorzan. „Wie viele Leben stecken denn in dir, Singeorzan, woher hast du diese Kraft?"

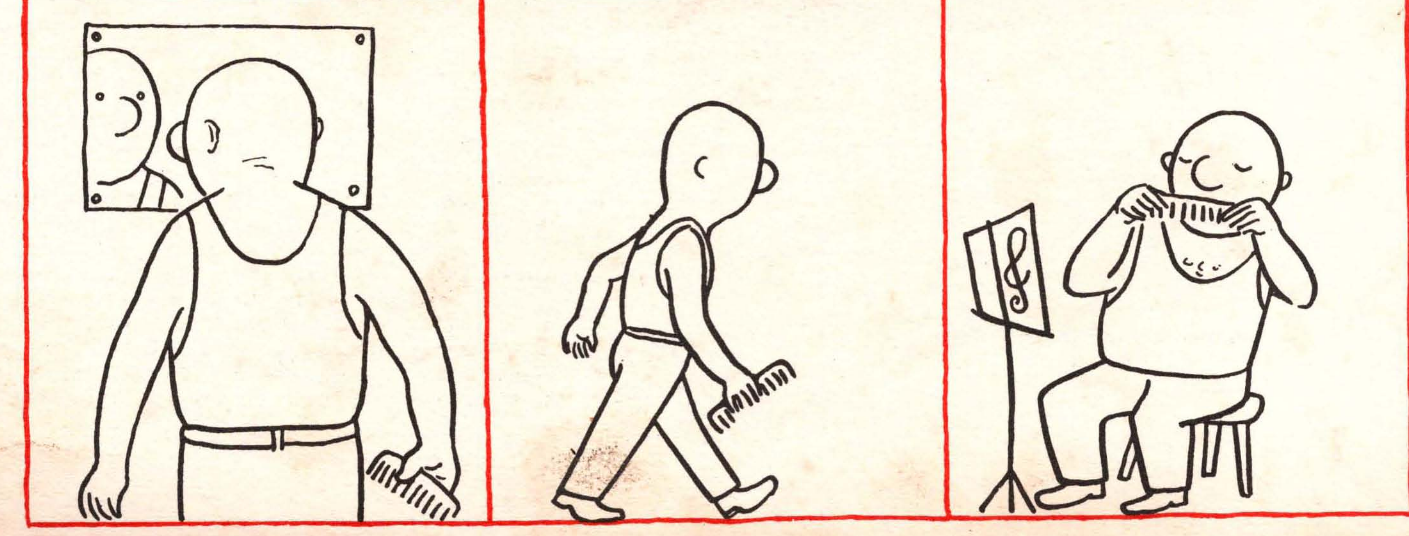
Singeorzan sah Dragusin an, seine Augen strahlten vor Stolz und Freude: „Ich bin Kommunist, Genosse Major!"

Den Marsch geblasen

Platzkonzert

ZEICHNUNGEN: PAUL KLIMPKE

Der Zitterer




ARMEE Rundschau